

# Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum  
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 44

Verlag von J. S. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.  
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Bärn.

Jahrgang 1914



Exzellenz von Zwehl, königlich Preussischer General der Infanterie, der Eroberer von Maubeuge.

# Der Talisman. Von August Gräf, München.

Fortsetzung.

Nachdr. verb.

Laut dröhnende, sporenklirrende Schritte störten ihn aus seiner Träumerei und eine Hand legte sich auf seine Schultern. Klaus fuhr jäh von seinem Sitz auf und wandte sich dem kühnen Eindringling zu. Vor ihm stand sein Freund Horst von Bardenberg, der Regimentsadjutant.

„Verzeihe mir, falls ich zu ungelegener Zeit gekommen bin,“ sprach der lachend. „Wie ich sehe, warst du wieder einmal im Märchenland und hast von einer schönen Fee geträumt, so etwa Wilhelmine heißen soll. Gelt, ich hab's erraten,“ fügte er hinzu und schlug dem errötenden Freund auf die Schulter. „Ei, was hast du denn da für ein Ding,“ fuhr Horst von Bardenberg fort, ohne Klaus zu Wort kommen zu lassen, und nahm das Medaillon in seine Hand. „Ah, ein Bild vom Schätzlein, Klaus. Du bist in deiner Liebe wahrhaftig nicht zum Wanken zu bringen.“

„Unverwundliche Blandertafel, alte Sprechmaschine, wie mein seliger Rittmeister immer sagte, was kümmerst dich, wenn ich träume. Und laß ja schleunigst deine Hände von meinem Talisman.“

„Was, da — Talisman?“ lachte Horst wieder. „Ich glaube, du hast wieder ein zu viel erwischt.“

„Im Ernst, ich betrachte dieses Medaillon wirklich als mein Schuttschild gegen alle Fährnis, mag's dir auch als unsinnig oder sonst etwas gelten. Ich bleibe dabei,“ erwiderte Klaus.

„Na, da hört denn doch mein Katechismus auf. Jetzt bist du auch unter die Übergläubigen gegangen. Schier ungläublich. Mache dich doch nicht lächerlich. Eine Kugel aus einem französischen Chassepot wird herzlich wenig darnach fragen, ob du einen Talisman hast. O Klaus...“ sagte Horst.

„Das ist meine Sache, du unverbesserliche Spottbroffel. Schweigen wir lieber davon und sag' du mir vielmehr, was dich zu mir hergeführt hat.“

„Um, das hätte ich jetzt beinahe über deinen Talisman vergessen,“ nahm der Adjutant wieder das Wort. „Mich schickt nämlich der Oberst. Du sollst ohne Zögern zu ihm kommen. Was er von dir will, weiß ich nicht, wahrscheinlich hat er einen Auftrag für dich. Komm' nur gleich mit, wir haben schon so zu lange uns aufgehalten.“

Klaus Herwig schnalzte den Degen um und setzte die Zietenmütze fest aufs Ohr, dann folgte er dem vorangehenden Freund zum Regimentskommandanten.

Am Ziel angelangt, wurde der junge Offizier schon an der Schwelle von seinem Obersten erwartet. „N Abend, Herwig,“ begrüßte ihn der. „Freut mich, daß Sie Bardenberg so schnell gefunden hat. Ich habe nämlich einen wichtigen Auftrag für Sie. Die Sache eilt in höchstem Maße und morgen früh müssen Sie bereits mit Ihrer Schwadron ausrücken. Der Auftrag ist erst vorhin vom General gekommen. Soll sofort ausgeführt werden. Wie Sie vielleicht wissen, wird seit einiger Zeit die Straße von hier nach Amale durch mehrere Franktireurbanden unsicher gemacht. Seit einer Woche ver-

geht kaum ein Tag, ohne daß dieses heimtückische Gesindel nicht eine unserer Patrouillen oder kleine Proviant- und Munitionskolonnen überfällt. Die Kerle müssen irgendwo einen Schlupfwinkel besitzen, wo sie sich verbergen können, denn bis jetzt ist alles Fahnden fruchtlos gewesen. Und doch muß ihnen das Handwerk gelegt werden. Die Meldung einer Mänenpatrouille, die vor zwei Tagen auf dem halben Wege nach Amale von einer solchen Franktireurbande überfallen wurde, aber glücklich davongekommen ist, hat nun neue und ziemlich sichere Anhaltspunkte gegeben. Darnach soll sich etwa zwei Stunden abseits der Straße nach Amale im Wald von Pritz (einer auch bei der hiesigen Bevölkerung nicht sonderlich gut angesehenen Gegend, es sollen schon im Frieden recht dunkle Geschichten dort vorgefallen sein) ein Schloß befinden, so eine rechte Räuberhöhle, das einem gewissen Vicomte de la Rombeau gehören soll, einem ehemaligen Offizier des ersten Kaiserreichs und eingeselechten Bonapartisten. Allen Anzeichen nach beherbergt dieser Vicomte auf seinem Schloß oder in dessen nächster Umgebung mehrere Franktireurbanden. Der General hat mich nun beauftragt, eine Schwadron meiner Husaren in jenes Schloß zu legen, um die Gegend zu überwachen und gegebenen Falls den dort verborgenen Wegelagerern ihr schändliches Gewerbe ein für allemal auszutreiben. Ich wüßte nun, da Sie schon manch glänzende Tapferkeitsprobe bestanden, mir keinen besseren Offizier wie Sie. Wollen Sie den Auftrag des Generals ausführen? Vielleicht winkt Ihnen, wenn Sie Erfolg haben, dann bald der „Rittmeister“!

„Herr Oberst, ich danke Ihnen für das geschenkte Vertrauen und werde alles daran setzen, um mich dessen würdig zu erweisen. Mit Freuden werde ich Ihrem Auftrag nachkommen und hoffentlich gelingt es mir, Licht in die Sache zu bringen. Wann soll ich mich morgen bereit halten?“

„Lieber Herwig, das zu bestimmen überlasse ich Ihrem Belieben. Jedenfalls nicht zu spät, denn meiner Ansicht nach ist es gut, wenn Sie bis Mittag auf dem Schloß des Vicomte eintreffen. Die nötigen Vollmachten lasse ich Ihnen bis morgen früh zukommen. Vergessen Sie nur nicht, für alle Fälle reichlich Proviant und Munition mitzunehmen; ich werde hier das Nötige bereitstellen lassen. Und nun gehen Sie mit Gott, Kamerad; ich hoffe zuversichtlich, daß es Ihnen gelingt, die Sache zu klären und wieder heil und ganz zurückzukommen. Wenn möglich, senden Sie mir alle paar Tage ausführlichen Bericht. Sollten Ihre Leute nicht ausreichen, dann werde ich Verstärkung senden. Leben Sie jetzt wohl!“ Mit einem kräftigen Händedruck war Klaus Herwig von seinem Obersten entlassen...

\* \* \*

Des andern Tags trabte bereits beim ersten Morgengrauen Klaus Herwig mit seiner Schwadron, die einen mit Proviant und Munition beladenen Wagen in ihrer Mitte mit sich führte, aus den Toren von Amiens.

Das Thermometer war in der Nacht noch weiter gesunken, so daß sich die Husaren bis zur Nasenspitze eingehüllt hatten. Dumpf zitterte der hartgefrorene Schnee unter dem Hufschlag der Pferde. Dichte, wogende Nebelschwaden lagen über der öden, kahlen Flur. Man konnte kaum zwei Schritt weit sehen und Klaus, der vorne ritt, hatte alle Mühe, um die Straße und die Richtung nicht zu verlieren. Berg und Tal, Feld und Wald, das ganze Land war in starres, lautloses Winterschweigen fest geschmiebet. Nur der Schnee knisterte leise und einige Krähen, die wie ein Schatten den einsamen Zug verfolgten, ließen des öfteren ihr mißtönendes Geschrei hören. Meistens führte die holperige Straße durch finsternen, schneebedeckten Tannenwald, der sich hundenteile zu beiden Seiten derselben ausdehnte.

Klaus hatte Fritz Schrott, den Wachmeister mit fünf Mann als Vortrab zur Sicherung vorausgeschickt, auch die Flanken hatte er durch einige seiner Leute, die den Wald durchstreiften, gedeckt. Ein Unteroffizier mit drei Mann trabte als Nachhut hinterher. Klaus hielt Vorsicht für die Mutter auch der militärischen Weisheit; man konnte nicht wissen, ob es nicht einer Franktireurbande einfallen würde, sie aus dem Hinterhalt zu überrumpeln. So zog das kleine Häuflein, kaum sechzig Mann stark, seines Weges. Die wenigen Dörfer, durch die sie kamen, lagen verödet und still, nur hin und wieder schaute hinter den Fenstern ein mürrisches, häßlich-erfülltes Gesicht den Brüssiens nach. Der Leutnant wußte wohl, daß sich hinter manchem verschlafenen blickenden Bauern ein Franktireur verbarg, aber er konnte den Kerlen nichts anhaben, so lange sie nicht auf frischer Tat ertappt wurden. Der junge Offizier war sich wohl der Gefährlichkeit seines Auftrags bewußt. Es war durchaus nicht unmöglich, daß dieser ihm und seinen Leuten das Leben kosten könne. Wenn es wirklich so war, wie ihm sein Oberst geschilbert, dann begab er sich mit seinen Husaren direkt in die Höhle des Löwen. Wie leicht bot sich vielleicht da für die übermächtigen Feinde — die Franktireurbanden in der Umgebung von Amale sollten mehrere hundert Mann stark sein — Gelegenheit, das Häuflein deutscher Soldaten zu überfallen und niederzumachen. Aber dieses Gesindel war ja schließlich zu feige hierzu. Zudem beschloß Klaus, äußerste Vorsicht und Wachsamkeit Tag und Nacht walten zu lassen, auch vertraute er auf seine wackeren Husaren, die es wohl mit einer solchen Gesellschaft, auch wenn sie in zehnfacher Uebermacht war, aufnehmen konnten. Klaus sah froh und unbekümmert den künftigen Tagen entgegen. Schlag doch hinter seiner Brust ein echtes deutsches Reiterherz!

Mähtlich hatten sich die grauen, feuchten Nebelschleier gehoben und die Sonne war hinter den schneeüberzogenen Waldbergen in blutroter, düsterer Pracht aufgegangen. Jetzt konnte man so ziemlich die ganze Landschaft überschauen. In der Ferne, zu beiden Seiten der sich dahinschlängelnden Straße wucherten waldige Hügel von mäßiger Höhe auf.

Weit und breit nur Wald, Schneeüberklebter, schweigender Wald. Dörfer waren nur wenige zu gewahren, einzig einige allein stehende Gehöfte. Die Gegend, in der man sich gerade befand, mußte nach der vom Oberst dem Leutnant mitgegebenen genauen Beschreibung der Forst von Brig sein. Ja, es traf zu, denn da hinter mehreren Hügeln lugte aus der Ferne ein massiger Kirchturm herüber, das war die Kirche von Brig. Also konnte auch das Schloß des Vicomte de la Rombeau nicht mehr allzuweit liegen und mußte nun bald in Sicht kommen. Klaus Herwig hielt scharf Ausschau, vermochte aber ringsum nichts zu erblicken, was einem Schloß hätte ähnlich sehen können.

Der Wachtmeister, der die Vorhut führte, kam zurückgeritten und meldete, daß er eine Viertelstunde auf der Straße voraus, in einer Entfernung von vielleicht zwei Stunden auf einem Berg ein schloßähnliches Gebäude bemerkt habe, das wohl das gesuchte Schloß sein dürfte.

Nach kurzem Ritt gewahrte der Offizier das Schloß des Vicomte. Seine Vermutung bestätigte sich, als er in einem nahe liegenden Gehöft nach dem Sitz des Vicomte fragte. Klaus fiel aber das seltsame spöttische Grinsen auf, mit dem der Bauer den Bescheid gab. Eine diesbezügliche Frage, die ihm dabei auf der Zunge schwebte, hielt er jedoch zurück. Er wollte dem Bauern seine Gedanken nicht verraten.

Der Weiterritt gestaltete sich schon schwieriger. Der einzige schmale Waldweg, der durch dichtes Gehölz zum Schloß führte, ließ gerade noch einen Reiter vorwärts kommen, schwerlich aber einen Wagen. Dazu war der Weg vollständig von Schnee verweht. Es mußte wohl schon seit Tagen kein Mensch hierher gekommen sein, denn in dem festgefrorenen Schnee war keine Spur zu sehen. Den Wagen mußte man im Stich lassen; es war unmöglich, ihn auf dem engen Pfad fortzubringen. Klaus ließ ihn entladen und die Last an die einzelnen seiner Leute verteilen. Der Wagen wurde abseits der Straße im Gehölz versteckt. Nach diesem Aufenthalt würde der Ritt fortgesetzt. Wohl oder übel mußte nun einer hinter dem andern reiten. Der schmale Pfad verlief bald in einen Hohlweg. Wenn es jetzt einem Haufen Franktireurs in den Sinn gekommen wäre, die Deutschen hier zu überfallen — es wäre von letzteren wohl kaum einer entronnen. Nicht einmal wehren hätten sie sich können in dem tiefeingeschnittenen Hohlweg. Rechts und links stieg die Bergwand jäh empor, von oben schauten hochstämmige Tannen dunkel in den Alpgrund hinab. Mühsam waten die Pferde durch den tiefen Schnee. Trotz der bitteren Kälte dampften ihre Leiber vor Anstrengung.

„Mir scheint's, als wollten wir in dem verfluchten Bergenfessel hier stecken bleiben, keine tausend Ellen sind wir dem Räuberneft dieses famosen Vicomte noch näher gekommen,“ meinte der Wachtmeister und qualmte ärgerlich aus seiner Pfeife. „Da brauchen uns nur etliche dieser Halunken auf den Hals zu kommen, dann können wir unser Testament machen. Der Teufel soll das Lumpenpack holen.“ Bald hub ein allgemeines Wittern und Schimpfen unter den Husaren an, erst über Frankreich und dann über den schlechten Weg im besonderen.

Schloß Rombeau lag immer vor ihnen, aber der Weg schien im Kreise herumzuführen, denn man kam ihm nur lang-

sam näher. Das Schloß war ein trutziger, massig unterkletterter Bau, der sich düster herab drohend auf einer mächtigen Waldklippe erhob. Das graue Schloß vereinte sich mit der stillen, lahnen Landschaft zu einem unheimlichen Bild. Die Gegend paßte trefflich zum Aufenthalt von Franktireurs. In den Wäldern boten sich ihnen zahlreiche Schlupfwinkel. Der junge Offizier kam bald zur Ansicht, daß es schwer halten würde, dem Gesindel, das kaum besser war wie Wegelagerer, erfolgreich beizukommen, zumal mit seinen paar Duzend Leuten und der völligen Unkenntnis des Landes.

Mit einem Seufzer der Erleichterung nahmen die deutschen Soldaten wahr, daß der Hohlweg endigte und in freies Feld überging. Jetzt waren sie doch wenigstens vor einer unvermuteten Ueberrumpfung sicher. Ihr Führer ließ einen leichten Trab anschlagen. Vor dem Schloß angelangt, ließ Klaus Herwig anhalten und absteigen. Auf dem ganzen, schier dreistündigen Ritt durch die verschneiten Fluren war ihnen kein Mensch begegnet. Auch das Schloß lag still und scheinbar verlassen da. Kein Laut drang zu den Reitern hinab.

„Das sieht schon einer Räuberhöhle verdächtig ähnlich,“ wandte sich der Wachtmeister Schrott an seinen Leutnant.

„Wir werden schon sehen,“ entgegnete der, „ich will einmal denen da drinnen etwas vorblasen lassen. Wenn sie nicht ganz taub sind, werden sie sich dann schon rühren.“ Er winkte den Trompeter herbei. „Blasen Sie Generalmarsch, Knuschte, und dann noch etliche Märsche und Lieder.“

Der Trompeter setzte sein Horn an und blies aus vollem Baden. Nacheinander schmetterten das Signal zum Generalmarsch, einige Soldatenlieder und lustige Operettenweisen durch die klare Winterluft über die weite Flur.

Entweder mußte das Schloß verlassen sein oder die Bewohner wollten nichts hören, denn alles blieb still wie zuvor. Schon wollte Klaus noch einmal blasen lassen, als sich knarrend und ächzend der eine Flügel des riesigen, eisenbeschlagenen Schloßtores auftrat und hervor trat ein gebückt gehendes, verhußtes Männlein, das fortwährend mit seinem Stock in der Luft herumfuchelte und beim Anblick der Husaren erschrocken zurückfuhr. „Les prussiens, les prussiens,“ schrie er mit zitternder, hoher Füstelstimme und wollte das Tor wieder zuschlagen. Da aber hatte ihn schon einer der Soldaten erwischt und brachte das Männlein vor den Leutnant. Dieser setzte eine drohende Miene auf und fragte den Alten barsch: „Warum haben Sie nicht gleich gehört und warum wollen Sie flüchten? Jetzt bleiben Sie hier und geben mir Antwort. Sie sehen hier meine Soldaten, wenn Sie mich belügen, werden Sie sofort erschossen.“ Klaus, der seine Frage in gut fließendem Französisch an den Alten gerichtet hatte, wies dabei auf die Soldaten, von denen einige Spahes halber ihre Karabiner auf ihn anlegten. Das Männlein zitterte wie Espenlaub. „Verzeihung, mein Herr Offizier,“ stotterte es mit bebenden Lippen und schielte bald den Leutnant, bald die drohend auf ihn gerichteten Karabiner angstvoll an, „ich bin der Verwalter dieses Schlosses und war gerade in einem Keller beschäftigt. So konnte ich nicht sofort kommen.“

„Warum haben Sie aber wieder das Tor

schließen wollen,“ forschte unerbittlich der Leutnant weiter.

„Weil, weil . . . ich so erschrocken bin,“ antwortete der Schloßverwalter mit kläglichlicher Stimme. „No, wir wollen Sie nicht fressen,“ sagte Klaus und fuhr dann fort: „Wem gehört dieses Schloß? Ist es bewohnt? Ich will wahrheitsgemäße Antwort. Ich habe Vollmacht, mit meinen Leuten dieses Schloß zu besetzen. Und das sage ich Ihnen sofort, so wie Sie gegen mich oder meine Soldaten übles vorhaben, lasse ich alle Schloßbewohner festnehmen. Das können Sie allen zur Kenntnis bringen.“

Die Augen des Alten blitzten einen Augenblick in verhaltener Wut den jungen Offizier an, aber er beherrschte sich und in seiner feinen Füstelstimme antwortete er: „Das Schloß gehört zum Besitz des Vicomte Jacques de la Rombeau, der sich gegenwärtig hier aufhält. Außer dem Herrn und mir, ist es zur Zeit von der Komtesse Margot, der Tochter des Vicomte, sowie vier Dienstkenten bewohnt. O, was denken Sie, Herr Offizier, daß Ihren Soldaten Schlimmes geschehen soll. Wir sind friedliche Leute.“

„Ich will es Ihnen glauben,“ sagte Klaus und schüttelte ihm freundschaftlich die Hand. „Ich hoffe, wir werden schon auskommen. Jetzt gehen Sie und melden Sie die Ankunft meiner Soldaten dem Herrn Vicomte und sagen Sie ihm auch gleichzeitig, wir wollen ihm nicht zur Last fallen. Wir werden uns mit wenigem begnügen.“

Der Schloßverwalter humpelte davon.

„Leute, ich vermute, der Alte ist ein geriebener Schuft trotz seines ehrbaren Aussehens und seiner demütigen Worte,“ wandte sich der Leutnant an die Soldaten, die um ihn herumstanden. „Denn daß das Schloß nur von so wenigen Leuten bewohnt sein sollte, glaube ich nicht. Ich mußte mit dem Schloßverwalter freundlich tun, sonst hätte er schließlich meinen Verdacht gewittert. Sein wütender Blick, den er mir vorhin zuwarf, hat ihn verraten. Die Vermutung des Generals scheint sich wirklich zu bestätigen. Weiß Gott, in welche Falle uns die Halunken locken wollen. Aber laßt euren Verdacht nicht offenbar werden, sondern gebt euch recht vertrauensselig. Dadurch werden die Schloßbewohner, falls sie gegen uns etwas im Schilde führen sollten, in dem Glauben an unsere Ahnungslosigkeit gestärkt werden. Insgeheim müßt ihr natürlich stets Augen und Ohren offen haben. Vergeßt also meine Warnung nicht!“

Unter dem Tor erschien der Verwalter, diesmal in Begleitung des Schloßherrn. Der letztere war eine hohe, stolze Gestalt, trotz seiner achtzig Jahre, die er vielleicht zählen mochte. Er war vollständig in Schwarz gekleidet. Das Kreuz der Ehrenlegion zierte seine breite Brust. Das scharfgeschnittene, gebräunte Antlitz war von den dünnen, weißen Haarsträhnen umflossen. Unter der hochgewölbten Stirne blitzten hinter buschigen Wimpern zwei dunkle Augen noch in jugendlichem Feuer.

Der Vicomte ging mit elastischen Schritten, während er mit der Rechten seinen grauen Henri-quatre strich, dem wartenden Offizier entgegen. Klaus Herwig salutierte kurz. Der Vicomte verbeugte sich höflich und stellte sich als Schloßherr vor. „Wir mit mein Kastellan meldete, haben Sie den Auftrag Ihres Kommandanten, mein Schloß zu besetzen. Ich habe meiner Dienerschaft schon

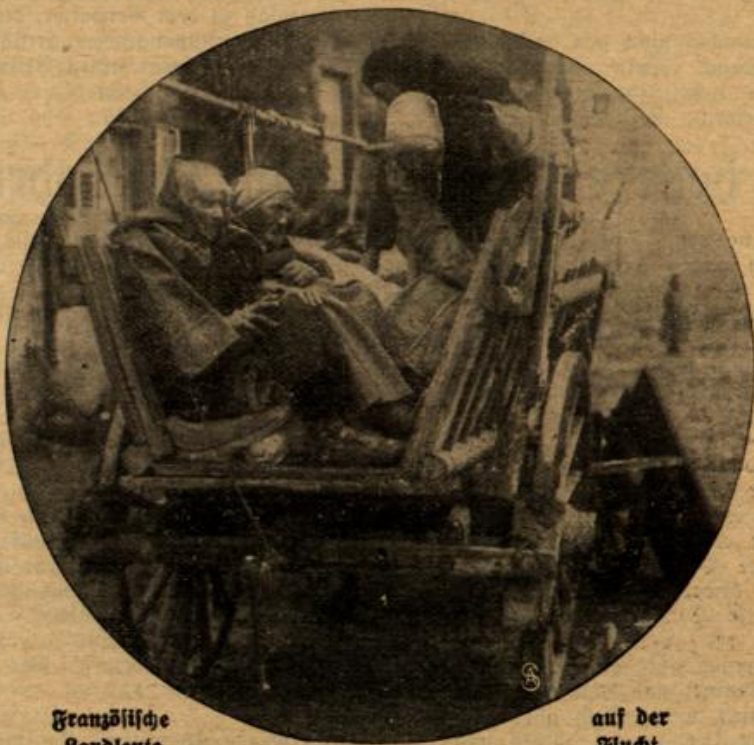


Nach dem Kampf:  
Decorierung der Tapfersten eines Regiments mit dem Eisernen Kreuz durch den Oberst.



Flandrische Landschaft. Im Vordergrund einer der 21-cm-Mörser.

## Bilder vom Kriege.



Französische  
Landleute

auf der  
Flucht.



Zum

Trost.

Eine Rote-Kreuz-Schwester zeigt Verwundeten eroberte  
russische Geschütze vor dem königlichen Schloß in  
Berlin.



Mit unseren Truppen in Westflandern: Die riesigen zur Front ziehenden Truppenmengen auf den Landstraßen.

die nötigen Befehle gegeben. Es wird Ihnen und Ihren Soldaten an nichts mangeln. Auch ist für Ihre Unterkunft schon gesorgt. Dürfte ich Sie jetzt bitten, mir zu folgen." Der junge Offizier verneigte sich zum Dank und folgte mit seinen Leuten

dem voranschreitenden Schloßherrn von Rombeau.

Der Vicomte machte nicht den geringsten verdächtigen Eindruck. Sein offener Blick und seine Worte ließen ihn vielmehr als Ehrenmann erscheinen. Sein ganzes Wesen

machte einen überaus sympathischen Eindruck im Gegensatz zu dem Verwalter, dessen kriechendes Auftreten unangenehm berührte. Trotzdem hielt der Leutnant seinen Verdacht gegen den Schloßherrn aufrecht.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Handschuhkassette. Eine heitere Geschichte von Th. Bohrn.

Hauptmann Fredi Philipp war ein lustiger Patron gewesen, etwas zu lustig, wie vielfach behauptet wurde, denn das Lustigsein in der Art, wie Fredi es betrieb, kostete viel Geld. Seine Mutter war daher in großer Sorge um ihren „Einzigen“ und meinte, wenn er es so fort triebe, würde er wohl bald sein väterliches Erbe verlustiert haben und dann nur auf seine Hauptmannsgage angewiesen sein, mit der er bei seinen Passionen und Gewohnheiten doch nicht reichen konnte. Wie war sie daher erstaunt und erfreut, als er plötzlich seine Lebensweise änderte, und zwar gründlich. Bisher war er nie vor Mitternacht, sehr oft aber erst bei Morgenrauen nach Hause gekommen. Jetzt aß er fast täglich mit ihr Abendbrot, nach dem er sich auf sein Zimmer zurückzog, um, wie sie gar bald auf diplomatische Art herausbrachte, dort Briefe zu schreiben, bogenlange Briefe, in die er sich so vertiefte, daß er nicht sah noch hörte, wenn sie leise durchs Zimmer ging, oder sich in seinen Wäsche- und Kleiderschränken etwas zu schaffen machte. Nun war für Frau Philipp Fredis Veränderung kein Rätsel mehr; ihr Sohn liebte, und zwar rettungslos. Einerseits freute sie sich darüber, andererseits bereitete ihr diese Tatsache neue, schwere Sorgen. Wer war das Mädchen, das es fertig brachte, so im Handumdrehen aus Fredi einen andern Menschen zu machen, was ihr, der Mutter, mit jahrelanger, nimmermüder Geduld, mit schweren Kämpfen und Opfern nicht gelungen war? Welcher Gesellschaftsklasse gehörte die Hauberin an? Paßte sie auch in die Familie und war sie ihres lieben Jungen würdig? Eine Liebeslei, eine vorübergehende Neigung war's diesmal nicht, das stand fest — diesmal galt's einem Bund fürs Leben. Wie würde sich der gestalten? Fragen mochte sie ihn nicht, sie wußte, er konnte das nicht leiden, er würde schon selbst davon sprechen. Das dauerte ihr aber zu lange und sie suchte in den Taschen seiner Kleider, in seiner Schreibmappe und in den Schreibtischladen nach einer Spur, die sie verfolgen konnte — vergebens. Eines Tages aber fand sie im Papierkorb ein zerknülltes Kuvert mit seinen Schriftzügen: „An Fräulein Edith Br.“ Dann gab's einen dicken Tintenfleck, demzufolge das Kuvert offenbar in den Papierkorb wanderte. Frau Philipp saß auf den nächsten Stuhl, denn ihre Arme zitterten. Jetzt hatte sie die Spur. „Edith Br.“ Sollte das Edith Brentner sein? Die Tochter des Tuchfabrikanten August Brentner? Die schöne Edith? Sie wagte nicht, daran zu glauben, denn das wäre ja ein unerhörtes Glück für Fredi. Jung, schön, kunstsinzig, häuslich, aus guter, angesehener Familie, und — lautionsfähig, — das alles war Edith Brentner. Nein, das Glück, das Glück, das der Junge hatte! Dann kamen ihr wieder arge Zweifel. Edith hießen gar viele, und Br... konnte auch Bruner, Breuner, Braun usw. heißen. Nein, lange ertrug sie die Zweifel nicht, sie mußte

Fredi ins Gebet nehmen. Tags darauf aber begegnete sie den beiden Arm in Arm auf der Gasse. Der Herzschlag stand ihr stille, als sie dicht an dem Pärchen vorbeiging. Doch merkte sie bald, daß die zweise ihre Umgebung gar nicht wahrnahmen und daß für sie außer dem „du und ich“ nichts existierte, absolut nichts. Nun war sie geträstet und konnte warten.

Die Partzeit dauerte übrigens nicht lange, denn eines Tages stürmte Fredi ins Zimmer, fiel seiner Mami um den Hals und gestand ihr, daß er sich verlobt habe und ihr morgen seine Braut vorstellen werde.

Es folgte eine bewegte Zeit, Besuche hin, Besuche her, alle Beteiligten waren einverstanden mit der Verlobung, und es herrschte eitel Freude und Sonnenschein in den Familien Brentner und Philipp. Papa Brentner war nicht wenig stolz auf seine Tochter, als man ihm so viel Liebes und Schmeicheles über sie sagte, und meinte dann gutmütig: „Na ja, na ja, die Dithi ist ein ganz netter Kerl, sie hat eben wie jeder Mensch ihre guten und schlechten Eigenschaften. Ihre hervorragende Eigenschaft aber ist ihre Sparsamkeit.“ Und er wurde nicht müde, die Sparsamkeit seiner Tochter Frau Philipp gegenüber zu betonen, was diese freute und tröstete, denn, sagte sie sich vor, wenn die Frau sparsam ist, kann der Mann auch nicht verschwenden.

In wenigen Wochen schon wurde Hochzeit gemacht und das junge Paar dampfte in Sonne und Seligkeit nach dem sonnigen Süden ab. Schon während der Hochzeitsreise bekam Fredi von der „hervorragendsten Eigenschaft“ seines kleinen Frauchens so manches zu spüren. Sie schalt ihn über die Höhe der Trinkgelder, die er in den Hotels an die Bedienteten gab, litt es durchaus nicht, daß er ihr Schmuckfächer oder teure Blumen kaufte, und strich von den Menüs, die er zusammenstellte, regelmäßig die Hälfte davon ab. Er fand das alles „süß“ und „entzündend“ und lachte darüber. Sie nahm's aber ernst und schmolte über sein Lachen, was er natürlich wieder süß fand.

„Weißt du,“ sagte sie während eines Spazierganges, „es ist mir eigentlich gar nicht recht, daß wir in der Residenz bleiben, ich wollte, du würdest bald in eine kleine Garnison versetzt.“

„Oho, Maus, was fällt dir ein! In der Großstadt ist es doch viel angenehmer und lustiger.“

„Aber auch viel teurer.“

Er lachte wieder. „Na, na, Herzl, wir haben's doch nicht so knapp.“

„O, bitte, du bist ja noch Subalternoffizier.“

Er mußte unbändig lachen über dieses im ersten, wichtigen Tone vorgebrachte Argument.

„Freilich bin ich das, werde es aber nicht mehr lange sein, dann kommt der goldene Krager — du kannst das Geld wohl schon nicht mehr erwarten, wie?“ Zum Glück

spielt es bei uns keine sonderliche Rolle — anders stünde es, wenn wir von meiner Hauptmannsgage leben müßten.“

„Um, wär' auch nicht schlimm, müssen so viele davon leben.“

„Ja, aber fragt mich nur nicht wie!“

„Nun, man müßte sich eben nach der Decke strecken.“

Fredi kam aus dem Lachen gar nicht heraus. „Nein, was das Kind für Ansichten hatte von Welt und Leben!“

Edith war aber klug, sie ermüdete ihn nicht mit einem Thema und ging auf ein anderes über. In angemessener Zeit aber hub sie wieder an: „Du, Fred, wir haben doch Gütergemeinschaft, nicht wahr?“

„Ja wohl, so ist's beschlossen.“

„Weißt du, was ich möchte? Gar zu gerne möchte?“

„Nun?“

„Unser Vermögen verwalten. Du kannst mir das beruhigt überlassen, ich verstehe mich darauf, hab's zu Hause auch getan. Vater wird sich jetzt umschauen, wenn er das allein machen muß. Er sagte immer: „An dir ist ein Advokat verdorben, Dithi.“ Mir macht es Vergnügen und dir ist eine Arbeit abgenommen — nicht wahr, du läßt mich's machen? Versprich es mir.“

Und Fredi versprach es, wie man einem Kinde ein Spielzeug verspricht. Es war ja in seinen Augen doch nur alles Spielerei. Die kleine Wichtigtuerein wollte durchaus eine Rolle spielen; mochte sie, wenn es ihr Spaß machte — es stand ihr ja alles so entzündend, so süß! Und er küßte sie und sie küßte ihn wieder und es war des Gefäßes kein Ende.

Zubessen richteten daheim die beiden Mütter das neue Hauswesen für ihre Kinder ein. Mama Brentner war eine stille, nachgiebige Natur und fügte sich bei allen Anordnungen dem Geschmade und der Ansicht Mama Philipps. So entstanden keine Differenzen, was der Sache nur förderlich war. Auf Frau Philipps Vorschlag arrangierten sie auch in einer Salonde eine Schaustellung sämtlicher Hochzeitsgeschenke, alles mit Blumen- und Bandschmuck, und beide Frauen vergnügten sich über den Einfall und betrachteten mit stiller Andacht das Werk ihrer Hände, sich freuend auf die Freude ihrer Kinder.

Und die war dann auch ausgiebig. Ein ganzer Nachmittag verging über der Besichtigung der Wohnung, denn jedes Möbelstück wurde einzeln begutachtet und die Mamas ernteten wiederholt lauten Dank und Anerkennung. Unter den Hochzeitsgeschenken fiel ganz besonders eine Handschuhkassette in die Augen, ihrer Farbe und Form wegen. Es war ein altmodischer, globiger Kasten mit kanariengelbem Plüsch überzogen und mit plumpen Beschlägen verziert.

„Von wem mag wohl diese vorfindliche Arche gespendet sein?“ erheiterte sich Fredi.

„Um, der Geschmacklosigkeit nach zu schlie-

hen," meinte Edith, „von Tante Mienschen."

Sie nahm die Kassette und öffnete sie. Ein goldgerändertes Kärtchen lag auf dem kanariengelben Atlasfutter. „Natürlich, ich hab' mich nicht getäuscht. Da, ha, die kanarische Schachtel hat sie sicher vor zwanzig Jahren selbst als Hochzeitsgeschenk bekommen! Wenn sie nur wenigstens Handschuhe hineingelegt hätte."

„Ganz richtig," pflichtete Mama Brentner bei, „ein Duzend Handschuhe hätte sie hineinstecken müssen und in jeden Handschuh einen Hundertkronennote, nicht wahr, Edith?"

„Da, ha, wird sich was mit den Hundertkronennoten bei Tante Mienschen! Die sitzt fest auf ihren Geldsäcken. Für wen sie so spart, wissen die Götter, hat weder Kind noch Regel, die kleine Witwe."

„Dafür aber eine Menge Nessen und Nichten, die alle ein Auge auf ihre Geldsäcke geworfen haben — freilich vorderhand ausichtslos."

„Das „Sparen" scheint übrigens eine Brennersche Familieneigentümlichkeit zu sein," neckte Fredi, mit einem lustigen Seitenblick auf Edith. „Aber, liebe Leute, wißt ihr, was ich soeben entdeckte? Das Beschläge an der handschuhlosen Kassette ist schwer Silber."

„Ei, ei, schau, schau, das weiß Tante Mienschen sicher nicht, sonst hätte sie's noch vorher abmontiert!"

Alle lachten und wendeten dann ihre Aufmerksamkeit den andern Geschenken zu.

Ueber die Dauer der Flitterwochen herrschen bekanntlich die verschiedensten, divergierendsten Ansichten. Während die einen behaupten, in zwei Wochen sei aller Glitter verschwunden und der graue Alltag läme zum Vorschein, meinen die andern, die Prosa des Alltags bis ins Unendliche hinauschieben zu können. Sei's wie immer, bei Philipps traf letzteres zu. Besonders bei Fredi hielt der süße Traumzustand, das seelige Besunkensein, noch unterstützt durch seinen Wunsch nach Dauer, ein bißchen gar zu lange an. Aber auch aus dem längsten Traum gibt's ein Erwachen, nach dem man

sich die Augen reibt und verwundert um sich blickt und den Unterschied zwischen Traum und Wirklichkeit wahrnimmt. So erging es auch Fredi. Als er das Verwundern über sich und seinen Dämmerzustand glücklich hinter sich gebracht hatte, bekam er's mit dem Schreck über das, was inzwischen in Wirklichkeit sich ereignete. Er hatte mit seiner unendlichen Liebe so vieles vergoldet, was des Vergoldens nicht wert war und so süß und entzückend gefunden, was in Wirklichkeit das Gegenteil bedeutete. Als er endlich wieder in den Besitz seines normalen Gesicht- und Gefühlsvermögens gelangte, nahm er mit Entsetzen wahr, daß über allem, was ihn umgab, Ediths „hervorragende Eigenschaft", ihre „Sparsamkeit" thronete. Nein, nein, das war nicht Sparsamkeit, das war schon Geiz in höchster Potenz! Es kam ihm plötzlich zum Bewußtsein, daß er auf Kosten seines Herzens seinen Magen gründlich vernachlässigt hatte und sich jetzt keinen Tag satt essen konnte an den kleinen Portionen, die auf den Tisch kamen; und nicht genug, daß Edith die Hälfte seiner Gage in Beschlag nahm, rechnete sie ihm jede Zigarette, die er rauchte, jedes Glas Bier, das er trank, extra auf; ja, sie ging sogar so weit, daß sie ihm die Zündhölzer und Zahntoilette vorzählte. Natürlich gab's ständigen Dienstoffwechsel im Hause, denn die Hausfrau hielt alles unter doppeltem Beschluß, und jedes Stückchen Zucker, jeden Tropfen Milch unter strenger Kontrolle. Sie handelte in den Geschäften in einer Weise, daß er sich schämen mußte, und raufte sich mit der Schneiderin und Modistin herum, daß es ein Skandal war. Sie lief weite Strecken, um die vierzehn Heller für die Straßenbahn zu sparen, und wenn sie einmal gezwungen war, einen Einspänner oder gar einen Fiaker oder ein Automobil zu mieten, lamentierte sie eine Woche lang über diese Verschwendung. Das war der Geiz, der sich jeden Lebensgenuß einschränkte, nur um zusammensparen zu können. Wie kam das junge Geschöpf zu solch entseßlicher Eigenschaft? Fredi frug sich das vergebens. Ihre Eltern waren sogar sehr freigebig, ihre Mit-

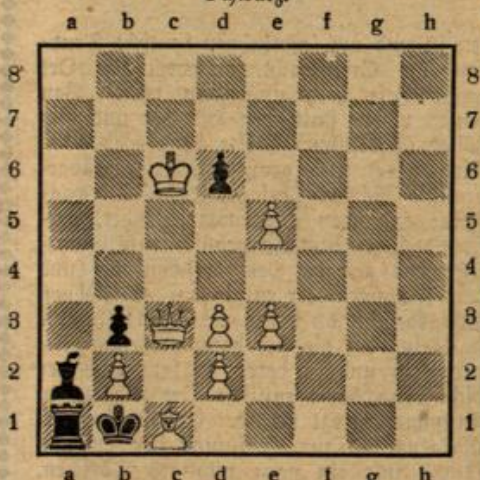
gift war immerhin beträchtlich und im Hause Brentner verwirtschaftete man zwar nichts, aber man schränkte sich auch in keiner Weise ein und gab den Untergebenen, was ihnen gebührte. Edith hatte sich hinter Fredi's Rücken mit seiner Mutter ins Einvernehmen gesetzt und die ängstliche Dame pflichtete ihrer Schwiegertochter vollständig bei, daß Fredi in bezug auf Geldausgaben ein bißchen überwacht werden müsse, fand Edith's Idee von der Verwaltung des gemeinsamen Vermögens großartig und mußte laut herauslachen, als Edith ihr erzählte, sie habe die Erlaubnis hierzu Fredi abgeschmeichelt. Die junge Frau kam nun öfter in die Lage, auf diese Erlaubnis pochen zu müssen, denn es gab dabei so manches, was dem Mann nicht paßte. Die Dinge lagen so, daß Fredi nicht über die geringste Summe verfügen konnte, ohne daß Edith es wußte. Gegen die Tatsache an und für sich hätte er nichts einzuwenden gehabt, im Gegenteil, er hatte keine Geheimnisse vor seiner Frau und sie sollten gegenseitig wissen, wofür sie ihr Geld verausgabten. Daß sie aber jede Ausgabe auf ihre Notwendigkeit prüfte, daß sie stundenlang nörgelte, greinte und schmolkte, das ging ihm auf die Nerven und er fühlte, daß er dies auf die Dauer nicht aushalten könne und daß Wandel geschaffen werden müsse, so oder so. Er kam sich vor wie ein Verschwender, den man unter Kuratel gestellt hatte und das konnte er sich doch nicht bieten lassen. Er hatte ja früher mehr Geld ausgegeben als er sollte, doch die dumme Zeit war vorüber, das fiel ihm jetzt nicht mehr ein, aber standesgemäß zu leben, erachtete er als sein Recht und seine Pflicht. Eines stand fest, der schmutzige Geiz mußte in Brüche gehen, sonst ging sein junges Glück in Brüche. Edith mußte aufs empfindlichste in ihrem Geiz getroffen werden, wenn's nicht anders ging, mit einem Gewaltakt, und zwar bald, denn jetzt war sie noch besserungsfähig, später vielleicht nicht mehr. Er wußte zwar noch nicht, wie er die Sache anpacken sollte, doch hoffte er, der Zufall werde sein Helfer werden. Und er wurde es auch. (Fortf. folgt.)

## Spiel und Scherz.

### Schachaufgabe.

Von A. Steif.

Schwarz.



Weiß

(8+5)

Weiß zieht an und setzt mit dem 5. Zuge matt.

### Humoristisches.

Milderungsgrund. Richter: „Sie haben einen Einbruchdiebstahl versucht! Warum haben Sie ihn nicht ausgeführt?" — Einbrecher: „Ich hatte mir während der Arbeit ausgerechnet, daß ich nicht auf die Spesen käme!"

Modern. Verehrer (zum Vater der Dame): „Und was kann Fräulein Anna alles?" — Vater: „Kochen, nähen, stricken — und ein wenig fliegen hat sie die letzte Zeit auch gelernt!"

Zweideutig. „Na, Else, wie gefällt dir denn mein Bräutigam?" — „Ich weiß nicht recht — er kommt mir so —, so — gesucht vor!"

Deutlich. Fremder: „Ich lese da soeben, daß es den Angestellten verboten ist, Trinkgelder zu fordern!" — Portier: „Natürlich; ein verständiger Mensch gibt ja auch, ohne daß ihm etwas abgefordert wird!"

Recht hat er. Examinator: „Was ist leichter, ein Liter Bier oder ein Liter Wasser?" — Examinand: „Ein Liter Bier

ist leichter!" — Examinator: „Beweis?" — Examinand: „Weil es nie voll eingeschenkt wird!"

### Bilderrätsel.



Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Bilderrätsel: Funderlohn.

(Auflösungen der Rätsel folgen in nächster Nummer.)

## Von den Kriegsschauplätzen.



Bild auf den Hafen von Dover.

### Von der englischen Küste.

Der Hafen von Dover, der vor kurzem durch das Erscheinen eines deutschen Unterseebootes, das ein englisches Torpedokanonenboot zum Sinken brachte, in Angst und Bestürzung verfiel wurde, liegt an der schmalsten, nur 33,5 Kilometer breiten Stelle des Kanals, dem Pas de Calais, 50 Kilometer von Boulogne entfernt.

### Von der russischen Grenze.

Das zum Regierungsbezirk Gumbinnen gehörige ostpreussische Pfarrdorf Eydtkuhnen hat, wie der ganze Stallupöner Kreis, in dem es liegt, unter den Schrecken des Krieges von Anfang an schwer zu leiden gehabt. Der dortige Grenzbahnhof ist nur etwa anderthalb Kilometer von der russischen Station Wirballen entfernt. Die deutsch-russische Grenze bildet hier ein kleines Fläächchen, an dessen russischem Brückenende in Friedenszeiten stets ein russischer Militärposten zu sehen war, der dort am Grenzpfahl mit dem Doppeladler sein Schilderhaus hatte. Jetzt hal-



Mit unseren Truppen in Westflandern: Auf dem Beobachtungsturm.



Deutscher Posten an der russischen Grenze bei Eydtkuhnen.

ten in und um Eydtkuhnen deutsche Truppen die Grenzschutz, nachdem der Ort lange Zeit heiß umstritten war. Von seinen vielen stattlichen Häusern und Gehöften (Eydtkuhnen zählte annähernd 4000 Einwohner) sind größtenteils nur ausgebrannte Räume übriggeblieben, ein paar kleine Häuschen ausgenommen, die versteckt zwischen dem Ufergebüsch jenes Grenzfläächchens gelegen, dem Geschoßhagel und dem Flammenmeer entgingen. Gleich von Kriegsbeginn an haben dort harte Kämpfe stattgefunden, die sich dann mehrfach wiederholten und in deren Verlauf auch der dicht benachbarte russische Ort Ribarty in Trümmer gelegt wurde. Eydtkuhnen war übrigens bis zur Eröffnung der Ostbahn (1860) nur ein ganz nächiges Dörfchen, aus dem sich dann ein blühender Handelsplatz entwickelte.

# Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum  
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 45

Verlag von J. V. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.  
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Zürich.

Jahrgang 1914



Ein von deutschen Truppen zerstörter Wasserturm bei Lodz, von dem aus Zivilpersonen den Feinden Lichtsignale gaben.

# Der Talisman. Von August Gräf, München.

Fortsetzung.

Nachdr. verb.

Durch das Tor führte der Vicomte seine ungeladenen Gäste in einen von mannhohen Mauern umschlossenen Hof, der von mehreren Ställen und Speichern flankiert war. Daran schloß sich das umfangreiche, dreistöckige Wohngebäude. Ein wichtiger Turm machte den Abschluß des Schloßgebäudes. Der Vicomte machte gewissenhaft den Führer durch das ganze Schloß. Er beschrieb dem jungen Offizier eingehend jedes Gebäude und machte ihn sogar auf die unbedeutendsten Einzelheiten aufmerksam. Klaus schien es, als wollte der Herr von Rombeau jedem Verdachtsmoment begegnen. Freilich steigerte dies den Argwohn des Leutnants, wenn es ihm auch nicht recht einleuchten wollte, daß der Vicomte ein doppelzüngiger Verräter sei und ihn hintergehen wollte. Der Vicomte mußte wohl seine Gedanken erraten, denn indem er mit seinen Flammenaugen einem unbewachten mißtrauischen Blick Klaus Herwigs begegnete, sagte er: „Mein Herr Offizier, Sie werden einem alten Edelmann ein offenes Manneswort verzeihen. Ich weiß, Sie hegen Mißtrauen gegen meine Person. Mir ist es leider nicht möglich, Sie von der Grundlosigkeit Ihres Verdachts zu überzeugen, der sich wohl darauf stützen dürfte, daß einige Haufen Freischärler in der Umgegend meines Schlosses ihr hinterlistiges Unwesen treiben. Gewiß, ich war und bin noch ein treuer Anhänger meines Kaisers, habe ich doch in meiner Jugend schon unter den Fahnen seines Onkels gekämpft, aber, ich gebe Ihnen mein Wort als Edelmann zum Unterpfand, nie und nimmer billige ich diese uneheliche Kampfesweise aus dem Hinterhalt, wie sie unsere Freischützen lieben. Wenn wir beide uns als Feinde auch gegenüber stehen, so dürfen Sie doch versichert sein, daß ich mit jenen Dunkelmännern keine Gemeinschaft habe, und noch weniger einen Schurkenstreich gegen Sie und Ihre Soldaten betätige. Im übrigen mag Ihnen meine Person und auch meine Leute, für die ich mich mit bestem Vertrauen verbürgen kann, als Geißel dienen. Die Zukunft wird meine Worte rechtfertigen.“

Klaus Herwig fand augenblicklich keine Antwort auf diese offenen Worte des Vicomte. Einerseits kam ihm immer sein Auftrag und die gewiß nicht ganz unbegründete Warnung seines Obersten in den Sinn, andererseits war es wieder völlig unglaubhaft, daß der Vicomte seine Heuchelei so weit treiben konnte, um solche Reden zu führen.

„Herr Vicomte, Sie werden selbst zugehen müssen,“ entgegnete Klaus, „daß man im feindlichen Land Vorsicht üben muß. Und Vorsicht macht mißtrauisch. Es würde mich nur höchlich freuen, wenn ich keinen Anlaß fände, an Ihrer Redlichkeit Zweifel zu hegen.“

Das Hinzutreten des Wachtmeisters Schrott beendete dieses für beide Teile peinliche Gesprächsthema. Er meldete dem Leutnant, daß die Pferde untergebracht und auch die Mannschaft versorgt sei. Der Leutnant folgte ihm, um die getroffenen Anordnungen

zu besichtigen. Er fand wirklich keinen Grund zu einem Tadel. Der Vicomte hatte sein Wort gehalten. Die Pferde waren reichlich mit frischem Futter versehen und in den mit reiner Streu bedeckten Ställen untergebracht, und die Soldaten waren in zwei geräumige, helle und lustige Speicher verteilt worden, wo sie sich schon ganz häuslich eingerichtet hatten. Der vorsorgliche Wachtmeister hatte auch bereits im Schloß mehrere Doppelposten aufgestellt und ihnen äußerste Wachsamkeit eingeschärft. Von den Schloßbewohnern war kein Mensch zu sehen. Die Diener und Mägde waren, nachdem sie die Befehle des Schloßherrn ausgeführt hatten, sofort wieder verschwunden und auch der Kastellan ließ sich nicht mehr erblicken. Der Wachtmeister teilte übrigens seinem Vorgesetzten mit, daß die Diensteute durchaus keinen verdächtigen Eindruck gemacht hätten, sondern ganz harmlose Leute gewesen seien, von denen er alles eher glaube, als daß sie Franktireurs seien oder es mit solchen hielten. Diese Mitteilung beruhigte den Leutnant einigermaßen, denn er kannte das zu oft gerade lächerliche Mißtrauen seines Wachtmeisters. Wenn der zu keinem Verdacht Anlaß fand, dann war sicher die Lust rein.

Der Vicomte de la Rombeau wies dem Leutnant sein Quartier selbst an: ein niedliches Gartenhaus am Ende des Schloßhofs in der Nähe des Mannschaftsquartiers. Das Innere des Häuschens, das zwei Zimmer enthielt, war zwar einfach, aber bequem und behaglich ausgestattet. Klaus war damit zufrieden, vor allem da er seine Leute stets in der Nähe haben konnte. Auch der Schloßherr war sichtlich erfreut, als sein ungeladener Gast ihm seine Zufriedenheit und Dank bezeugte.

„Ich muß mich jetzt verabschieden, wollen Sie mich deshalb gütigst entschuldigen, Herr Offizier,“ sagte der Vicomte. „Meine Tochter ist heute morgen ausgeritten und wird jetzt bald zurückkommen. Da will ich sie auf den unvorhergesehenen Besuch vorbereiten. Noch eine Frage. Wir haben doch heute abends und auch sonst die Ehre, Sie an unserer, allerdings kleinen Tafel zu sehen, denn außer mir und meiner Tochter Margot, zählt Rombeau nur noch fünf Insassen, meinen Verwalter mit eingeschlossen?“ Klaus war einen Augenblick ungeschlüssig, dann sagte er zu. Er mochte den Schloßherrn, der bis jetzt nur einen guten Eindruck auf ihn gemacht hatte, nicht durch eine ablehnende Antwort verletzen. Der Vicomte bot Klaus zum Abschied die Hand, dann begab er sich in das Wohngebäude zurück, indes Klaus seine Mannschaft aufsuchte. Die waren lustig und guter Dinge. Die einen hatten sich auf ihr weiches Heulager zur Ruhe ausgestreckt, wieder andere saßen um ein wärmendes Feuer, rauchten und spielten Karten. Anscheinend waren sie mit dem neuen Quartier recht zufrieden. Der Leutnant mahnte sie nochmals zur Vorsicht, wenn auch sein Mißtrauen gegen den Vicomte schon teilweise geschwunden war. Weiß Gott, wie Rombeau in den Ruf gekommen war,

Franktireurs zu beherbergen! Klaus wußte nicht, wem er mehr vertrauen sollte, den Worten seines Obersten oder dem offenen, ehrlich scheinenden Wesen seines Wirtes. Vorerst neigte er noch zu ersterem hin.

Herwig beschloß noch einen Rundgang durch das Schloß zu machen und noch einmal alles genau zu besichtigen, bevor er der Einladung des Vicomte folgte. An verschiedenen Stellen patrouillierten Doppelposten auf und ab, die es an Wachsamkeit nicht fehlen ließen. Ihnen konnte unmöglich etwas Verdächtigtes, eine Gefahr entgegen. Klaus ging weiter. Rings um das Schloß zog sich eine dicke Rundmauer. Da hätte kein Feind eindringen können, außer er hätte das Tor passieren müssen. Denn allenthalben fiel der Hügelhang steil ab; auf der einen Seite, gegen Briz zu, gähnte dem Beschauer sogar eine schauerliche Schlucht entgegen. Und wenn es den Feinden einfiel, das Schloß anzugreifen, so würden sie sich nur blutige Köpfe an den wichtigen Mauern holen. Davon war Klaus fest überzeugt. Von einem Mauervorsprung aus schaute er in das Land hinaus, das sich wie ein weißer Teppich zu seinen Füßen weitete. Im Westen versank in purpurner Lohse die Sonne hinter dem bleigrauen Firmament. Es begann schon allmählich zu dämmern. Vom Himmel funkelte der Abendstern. Das weite Land mit seinen Höhen und Tälern bot in seinem Winterkleid ein einförmiges Bild. Und dazu diese lautlose, beängstigende Stille. Nicht einmal ein Vogel kreiste in den Lüften. Es fröstelte den jungen Offizier ein wenig. Vor ihm ragte der trugige, finstere Schloßturm auf, der aus mächtigen Quadern zusammengefügt war. Klaus versuchte das Turmpfortlein zu öffnen. Es war verschlossen. Er schalt sich einen Leichtsinn, daß er vergessen hatte, den Turm nicht untersucht zu haben. Heute war es nun zu spät, da die Dunkelheit immer weiter fortschritt. Am nächsten Tag wollte Klaus die Besichtigung vornehmen. Als Klaus seinen Rundgang beendet hatte und vor dem ihm als Wohnung zugewiesenen Gartenhaus ankam, erwartete ihn schon ein Diener des Vicomte, um ihn hinauf in den Speisesaal des Schlosses zu geleiten. Dort wurde er vom Schloßherrn und seiner Tochter Margot empfangen. Der erstere machte Herwig mit seiner Tochter bekannt. Margot zeigte den reinen Rasantypus der Französin. Sie war klein und schwächlich, aber von blendend weißem Teint. Ihr rabenschwarzes Haar war zu einem Schoß zusammengelassen. Das Eigentümlichste an dem kaum achtzehnjährigen Mädchen waren ihre Augen. Die irrten fortwährend unruhig umher; dabei glühte aus ihnen ein lobendes Feuer. Es lag etwas Dämonisches in diesen Augen. Herwig empfand dies sofort, als sie ihren flammenden Blick tief in den seinen bohrte. Ihm war es, als wollten ihn diese Blicke festbannen.

Vater und Tochter waren gegen den Gast von ausgesuchter Höflichkeit während der Tafel, die alle Genüsse der französischen

Rüchle aufwies. Herwig war dagegen recht einsilbig. Er hielt zäh an seinem Mißtrauen fest. Nur flüchtig erwiderte er die an ihn gerichteten Fragen. Der Vicomte erriet nur zu gut, welche Gedanken den Gast bewegten, doch tat er, als bemerke er es nicht. Durch eine Frage Margots, deren Blick stets auf den jungen Offizier gerichtet war, kam auch das Gespräch wieder auf das Franktireurwesen um Rombeau.

„Ich halte mich hier erst seit einigen Wochen wieder auf,“ sagte der Vicomte. „Sonst hatten wir um diese Jahreszeit unsern Aufenthalt in Paris, aber die Zeitereignisse zwangen mich und meine Tochter, Paris zu verlassen. Seit dem Unglückstag von Sedan habe ich wenig Anteil an dem Lauf der Ereignisse mehr genommen. Ich bin seit meiner Ankunft überhaupt noch nicht aus dem Schloß gekommen und Margot verläßt es auch nur zu kurzen Spazierritten oder um Einkäufe in Briz zu besorgen. Meine Dienstkleute weilen ebenfalls nicht besonders oft außerhalb der Mauern von Rombeau. Zuweilen hörten wir hier oben aus den umliegenden Wäldern, vor allem gegen die Straße nach Amale zu, heftiges Schießen und Waffelärm, kummernten uns jedoch wenig darum, zumal wir bis jetzt völlig unbehelligt geblieben sind. Erst durch einen meiner Diener habe ich erfahren, daß sich hierherum mehrere Trupps Freischärler aufhalten. Margot will sogar kürzlich Zeugin eines Treffens mit Ihren Soldaten gewesen sein. Näheres ist mir jedoch nicht weiter bekannt, da ich selbst mich nicht viel um diese Vorfälle gekümmert habe.“

„Unsere Heeresleitung will mit diesen Freischärlern endlich einmal aufräumen,“ nahm Klaus Herwig das Wort. „Ich selbst habe den Auftrag erhalten, dem Unwesen um Rombeau in den Wäldern von Briz zu steuern. Sie werden selbst zugeben müssen, Herr Vicomte, daß die Kampfweise dieser Franktireurbanden keine ehrliche ist. Und Mordmord muß unbedingt aufs strengste geahndet werden. Zahlreiche unserer Soldaten sind diesen heimtückischen Gesellen schon zum Opfer gefallen.“

Eine Pause in dem wechselseitigen Gespräch war nach diesen Worten Herwigs eingetreten. Der Vicomte zankte unruhig seinen Henriquate. In einer Hinsicht mochte er wohl dem deutschen Offizier Recht geben, andererseits wollte er auch wieder seine Landsleute nicht verdammen. So schwieg er. Margot sah still und in sich versunken und der Leutnant, dem bei diesem Schweigen etwas unbehaglich wurde, trommelte leise mit den Fingern auf der Tischplatte.

„Da fällt mir gerade noch etwas ein, Herr Vicomte,“ nahm Klaus den Faden des Gesprächs wieder auf. „Ich machte noch vorhin einen Rundgang und da wollte ich auch dem Turm einen Besuch abstatten, zumal Sie es heute mittag unterlassen hatten, mich dorthin zu führen. Zu meinem Leidwesen fand ich den Eingang verschlossen. Wenn ich Sie nun bitten dürfte...“ „Ich verstehe,“ erwiderte der Schloßherr, „der Kastellan soll Ihnen morgen hierzu den Schlüssel ausbändigen. Verzeihen Sie mir die Unterlassung, aber ich selbst habe schon seit Jahr und Tag den Turm nicht mehr betreten und so dachte ich nicht daran. Nichts für ungut.“ Er wurde von Margot unterbrochen, die bis jetzt nur ab und zu an dem Gespräch mit einigen Worten teilge-

nommen hatte und sonst nur die stumme Zuhörerin abgab. Sie klagte plötzlich über ein leichtes Unwohlsein. Sie behte leise und ihr Gesicht war auffallend blaß geworden. „Begib dich auf dein Zimmer, Kind,“ sagte der Vicomte und strich zärtlich ihre bleichen Wangen. „Du mußt dich mehr schonen; dein heutiger Ritt war wieder einmal zu anstrengend für dich. Ich will deine Jose rufen.“

„Rein, laß' nur, laß',“ antwortete Margot hastig. „Ich mag noch nicht schlafen gehen. Ein wenig frische Luft wird mir besser tun. Die Luft hier im Saal ist so drückend schwül.“ Damit erhob sie sich schnell, und den Gast flüchtig grüßend, verließ sie das Gemach. „Sie ist ein sonderbares Mädchen,“ sagte ihr Vater, als sie weggegangen war. „Manchmal sieht sie Tage lang daheim, indes sie ein andermal wieder vom Morgen bis zum Abend draußen herumstreift. Da ist sie heute seit Tagesanbruch im Sattel gewesen und das wird sie erschöpft haben.“

Darnach unterbielten sich die beiden Männer über die letzten Zeitneugierigkeiten, wobei sich natürlich ihre Meinungen diametral gegenüber standen. Margot ließ sich nicht mehr blicken.

Als sich der Leutnant in vorgerückter Stunde von seinem Wirt trennte, war er überzeugt, daß der Verdacht gegen diesen grundlos war. Aus dessen Benehmen und Worten war nicht das geringste Verdachtsmoment herauszufinden, trotzdem er den Schloßherrn in Rede und Tat beobachtet hatte. Nein, der Vicomte de la Rombeau hatte wirklich nichts mit einem Heger und Pfleger von Franktireurs gemeinsam...

\* \* \*

Seit der Ankunft der Husaren auf Schloß Rombeau ließen die Franktireurbanden in den Wäldern von Briz nichts mehr von sich hören. Die Ueberfälle auf deutsche Patrouillen und kleinen Kolonnen hatten wie mit einem Schlage merkwürdigerweise aufgehört. Leutnant Herwig konnte weder an seinen Obersten, noch konnte dieser an ihn von neu gemeldeten Schandtaten der Freischärler berichten. Der erstere unternahm von Rombeau aus täglich mit seinen Husaren Streifzüge durch die Umgegend, um den so plötzlich verschwundenen Feinden auf die Spur zu kommen, denn es lag klar zutage, daß sich die Gegner nur deshalb so still verhielten, um im günstigen Augenblick desto erfolgreicher ihr Treiben wieder zu beginnen. Sie hatten sicher von dem Eintreffen deutscher Soldaten auf Rombeau von den Bewohnern der Gegend, von denen selber ein beträchtlicher Teil zu ihnen hielt, Kunde erhalten. Deshalb ging der junge Offizier mit äußerster Vorsicht bei seinen Streifereien zu Werk. Jedes Gehölz, jeder Weg und Steg wurde nach verdächtigen Zeichen und Spuren untersucht, keine Furche und kein Winkel blieb vor den Augen der Deutschen unentdeckt, sogar die Gehöfte und Dörfer der Nachbarschaft wurden streng beobachtet; alles vergeblich. Die Freischärler mußten entweder die Gegend verlassen oder sich in den Tiefen der Erde verborgen haben.

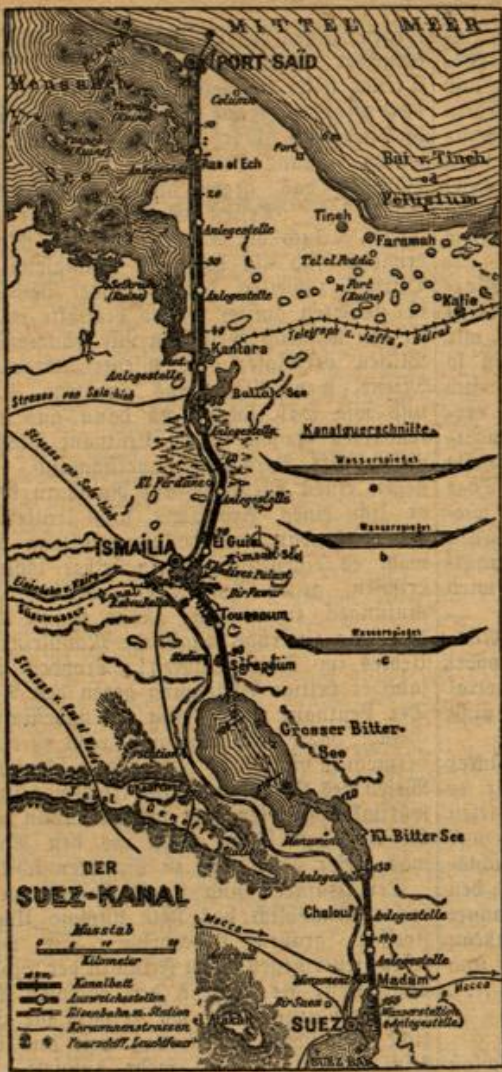
Das Leben auf Schloß Rombeau ging in dieser Zeit seinen gewöhnlichen Gang. Der Vicomte erwies sich immer mehr als lebenswürdiger Wirt und ehrenhafter Cavalier. Durch seine Dienstkleute ließ er stets für alle Bedürfnisse der deutschen Soldaten

forgen; gegen den Leutnant war er von ausgesuchter Höflichkeit. Ein unbeteiligter Dritter hätte im geselligen Verkehr die beiden Männer kaum für Feinde angesehen, die sie doch ihrer Volkzugehörigkeit nach waren. Klaus Herwig bat insgeheim dem Vicomte das gegen diesen gehegte Mißtrauen ab. Dessen Ehrenschild war ohne Tadel. Auch die Dienerschaft und Margot erwiesen sich als harmlos, wenngleich dem Offizier zuweilen das seltsame Benehmen der letzteren auffiel. Bald bemerkte er, wie sie ihn heimlich verflohen mit träumerischen Blicken verfolgte, bald wieder wurde ihre Miene, wenn sie Klaus gewahrte, finster und wie Haß loderte es dann aus ihren schwarzen Augen. Dem Leutnant blieb ihr wechselndes Verhalten unverständlich. Nur gegen einen Menschen auf Rombeau konnte er sich eines Argwohns nicht entledigen, und das war der Schloßverwalter. Wie wohl es eigentlich Herwig selber lächerlich erschien, gegen den Alten schlimme Vermutungen zu nähren. Was konnte denn das ewig zitternde, ängstliche Männlein auch Uebles im Schilde führen! Trotzdem empfand er heftige Abneigung gegen den Alten. Der Leutnant wurde eben ein unbestimmtes Gefühl, das er sich selbst nicht recht zu deuten vermochte, nicht los. Das schene schleichende Wesen des Kastellans, seine kriechende Unterwürfigkeit gefielen dem jungen Mann nicht. Er ließ den Alten nicht aus den Augen, was dieser aber nicht zu bemerken schien.

Den Husaren und ihrem Führer verurteilte allmählich das stete nutzlose Umherstreifen großen Ueberdruß. Sie wären schon lieber gegen einen Feind in der Schlacht angeritten, als hier in den endlosen Wäldern herumzupirschen, wo sie dazu die ziemliche Gewißheit hatten, daß weit und breit kein Franktireur sich mehr aufhielt. So waren fast zwei Wochen seit ihrer Ankunft auf Schloß Rombeau verfloßen. Schon stellte sich bei allen Vangeweile ein und auf ihren Streifzügen nahmen sie es auch nicht mehr so genau. Wozu denn auch?

Da ereignete sich ein Zwischenfall, der die Deutschen wieder zu erhöhtem Spür-eifer und zu regerer Vorsicht und Wachsamkeit anspornte. Es war an einem klaren Wintertag um die Mitte des Dezember. Klaus Herwig befand sich allein mit einem halb Duzend Soldaten auf einem Erkundungsritt in den weiten verschneiten Wäldern um Rombeau. Lautlos zogen die Pferde ihre Spur durch den lockeren, frisch gefallenen Schnee. Wortlos ritt der Leutnant mit seinen Husaren durch den schweigenden Wintertag. Er war heute nicht gerade bei bester Laune. Bereits mehrmals hatte er seinem Obersten berichtet, daß von Franktireurs, sowohl an der Straße von Amiens nach Amale, als in der ganzen Gegend überhaupt, weder etwas zu sehen noch zu hören wäre. Dabei hatte er leise den Wunsch angedeutet, mit seinen Leuten Rombeau verlassen und zur Front zurückkehren zu dürfen. Doch bis heute war keine diesbezügliche Ordre vom Regimentskommandanten eingelaufen.

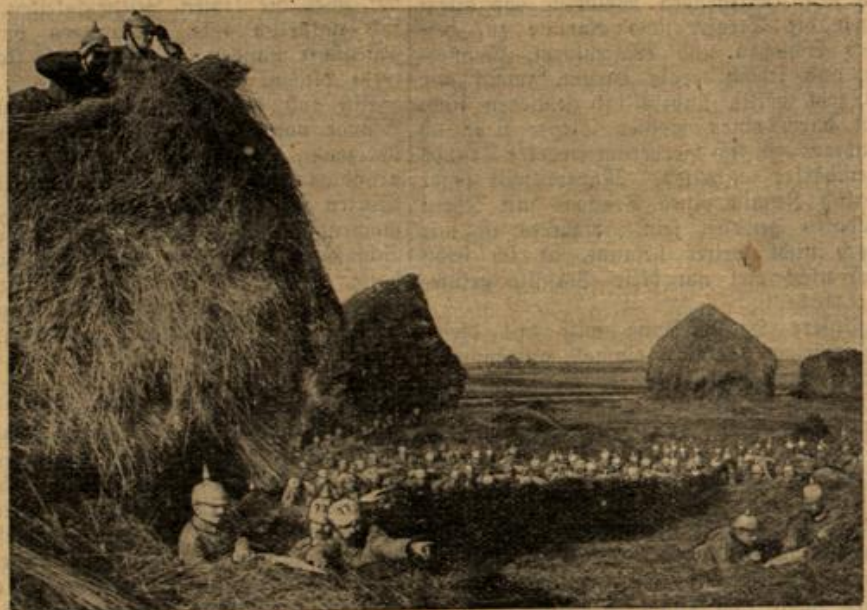
Während der verärgerte Offizier so vor sich hin sann, brach plötzlich ein Schuß die hehre Stille des Waldes. Eine Kugel pfiff deutlich hörbar an Herwigs Kopf vorüber. Erschrocken sah er auf. Hinter ihm war ein schmerzlicher Schrei erschollen. Einer der Husaren hielt den blutigen Arm, den die Kugel getroffen. Was war geschehen?



Karte vom Suez-Kanal.



Zum Aufsitzen in Aegypten: Ein Fellahendorf in Aegypten.

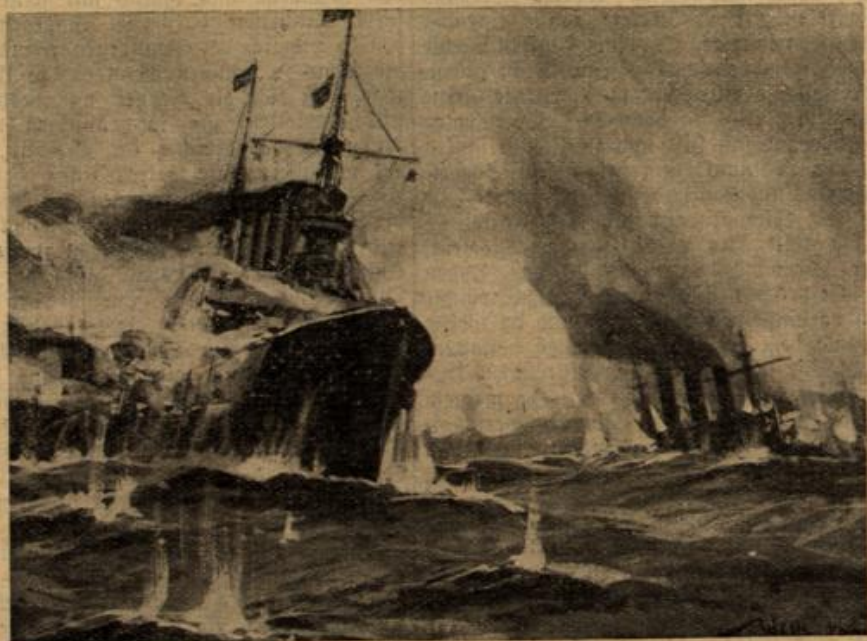


Aus den Kämpfen bei Soissons: Die Infanterie hinter einer Deckung legend.



Zur Aufstandsbewegung in Persien:  
Zwei Typen persischer Kosaken.

Im Kampfe gegen die russischen Kosaken werden sich nun die persischen Kosaken messen können und dabei eine wichtige Rolle spielen.



Die Seeschlacht bei Coronel (Chile): Links die deutschen, rechts die englischen Schiffe.



**Eine Marine-Patrouille auf dem nordwestlichen Kriegsschauplatz.**  
Die deutsche Marine-Division, die auf dem nordwestlichen Kriegsschauplatz tätig ist, hat sich bei Anwerfen, und besonders auch bei den Kämpfen am Herkanal hervor getan. Die prächtigen Soldatengestalten, die unter die Mannschaften vertreten sind, wie unser Bild zeigt, sind bei den Truppen der Landarmee besonders beliebt.

#### Soldatengräber.

Der Krieg gestaltet so vieles um und schafft uns Bilder, die der Friede nicht kennt. Bilder von Schlachtgetümmel und Schlachtfeldern, Bilder von zerstörten Dörfern und Städten, von verlassenem Häusern und obdachlosen Flüchtlingen. Eine besondere Art dieser vom Krieg geschaffenen Bilder sind die Soldatengräber. Wer im Felde steht, der kennt sie ja. Dort am Waldestrand stand ein Soldat auf Vorposten; ihn traf die teuflische Kugel. Am Platze, wo er fiel, begruben ihn seine Kameraden, banden schnell ein Kreuz aus Birkenholz und steckten einige grüne Zweige auf den Hügel. So ward dieses Grab. Oder: Am Bergeshang lag die erste Schützenkette; sie hatte den ersten Stoß des anstürmenden Feindes auszuhalten, und manche blieben. Unter einer Baumgruppe am Platze gräbt man ihnen das Grab und schmückt es mit einigen Zeichen der Liebe und des Gedenkens. — Es war ein heißer Tag, ein starker Vorstoß des Feindes mußte zurückgewiesen werden, da gab's nicht bloß Wunden, auch viele Tote auf beiden Seiten. Während der Nacht wurden die

Verwundeten gesammelt und zum Verbandplatz gebracht. Nun gilt es auch die Toten zu bergen. Am Straßenrande, an der Wegkreuzung, hebt man ein weites, tiefes Grab aus. Hier werden sie gebettet, Freund und Feind. Breit und hoch wölbt sich die Erde darüber, ein Massengrab gefallener Soldaten. Ein ruhiger Tag läßt vielleicht Zeit, das Grab besser zu schmücken. Ein handwerkstüchtiger Kamerad zimmert ein Kreuz, die Zahl der gefallenen Helden nebst Angabe der Truppe, des Todestages wird darauf geschrieben; andere bringen Blumen herbei und zieren Kreuz und Grabhügel mit Kränzen.

Unser Bild zeigt ein ganz eigenartiges Soldatengrab. Kreuz, Blumen und Sträucher hat es wohl mit so vielen anderen gemein. Aber um dieses eigentliche Grab ist noch in Form eines unten offenen Rechteckes ein Kranz von teilweise zerbrochenen Rädern, von verbogenen Eisenstangen und Trägern, von ver-



**Glückliche Notlandung eines deutschen Aeroplans zwischen Lille und Ronch.**  
Die beiden Fliegeroffiziere erlitten nur einige Hautabschürfungen.



**Massengrab einer Kraftwagen-Abteilung an der Heeresstraße Cambrai—Douai.**

glühten Blech- und Holzresten gelegt, ein buntes Durcheinander von Wagenüberresten. Die Aufschrift auf der Tafel des Kreuzes läßt den Sinn dieses außergewöhnlichen Schmuckes sofort erraten. Es ist ein Grab von Kraftwagenführern, die im Dienste des Vaterlandes gefallen sind. Französische Kürassiere haben einen Zug von 20 Lastkraftwagen überfallen; nur drei Wagen konnten sich retten, die übrigen wurden zerstört, ihre Führer fielen. Die Bewohner eines in der Nähe gelegenen Hofes sollen dabei die Verräter gespielt haben. Der Hof wurde niedergebrannt. Das Grab liegt an der großen Heerstraße von Cambrai nach Douai; in seinem eigenartigen Schmucke fällt es allen Vorüberziehenden in die Augen und gibt Zeugnis davon, wie das Kraftwagenpersonal im modernen Kriege nicht bloß große Dienste leistet, sondern auch heldenhaft zu sterben weiß.

Keiner der Soldaten vermochte eine genügende Aufklärung auf die Frage ihres Leutnants zu geben. Einzig Kuschke, der Trompeter, wollte seitwärts im undurchdringlichen Unterholz eine dunkle Gestalt mit einer rauchenden Flinte flüchtig bemerkt haben.

„Schier meint' ich, der alte Schlossverwalter von Kombeau wär's gewesen,“ erklärte der Mann. „Wenigstens hatte die Gestalt ungefähr sein Aussehen. Doch werde ich mich sicher getäuscht haben, denn wie käme der hierher so weit in den Wald und übrigens

soll er seit etlichen Tagen recht krank darniederliegen, wie gestern die Köchin des Vicomte sagte. Auch habe ich den Schützen nur einen einzigen Augenblick und da nur von rücklings gesehen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Die Handschuhkassette. Eine heitere Geschichte von Th. Bohrn.

Fortsetzung

Fredi hätte zwar gar zu gerne über seinem Schreibtisch ein lebensgroßes Porträt seiner Frau gehabt, und zwar ein Delgemälde aus Künstlerhand, statt der jetzt dort hängenden Photographie. Edith wäre nicht abgeneigt gewesen, sich malen zu lassen, jedoch der Kostenpunkt, der Kostenpunkt! Sie hielt Umschau in Künstlerkreisen, fand jedoch, daß die Herrn und Damen von der Palette gar zu unverschämt in ihren Forderungen wären. Von einem Dilettanten aber sich malen lassen, nein, das ging nicht, da war die Photographie viel besser — mochte die hängen bleiben, wo sie hing.

Fredi begann schon wieder nervös zu werden, aber eines Tages kam er freudestrahlend nach Hause und erzählte Edith, er habe ein großartiges Auskunftsmittel gefunden. Fräulein Emmi Villion, die Schwester eines Regimentskameraden, ist Malerin, Künstlerin, und besonders hervorragend in Damenporträts. Sie hat großartige Aufträge, die ihr glänzend bezahlt werden, doch jahndet sie, um sich in ihrer Kunst noch mehr zu vervollkommen, immer nach schönen, interessanten Frauen, die ihr zu Porträts sitzen. Und wenn das Bild dann fertig und gut getroffen ist, überläßt sie's dem Modell und gibt sich mit einem Cadeau zufrieden. Jetzt war Edith Feuer und Flamme dafür, dieser idealen Malerin ihren interessanten Kopf zur Verfügung zu stellen, je eher, je lieber, und sie bat ihren Mann, sie zu den Sitzungen zu begleiten, was der gerne zusagte.

Fräulein Villion war eine liebenswürdige Dame und seine Künstlerin. Es war ein Vergnügen, ihr zuzusehen bei der Arbeit, die sie mit kluger und gemütvoller Rede zu würzen verstand. Die Sitzungen kamen bald in Gang und das Porträt gedieh vorzüglich, da auch Edith mit Eifer bei der Sache war und keine Sitzung ausfallen ließ.

Fredi fand es endlich an der Zeit, sich mit Edith wegen des Geschenkes für Fräulein Villion zu beraten.

„O, ich habe längst gewählt!“ rief sie heiter.

„Nun?“ erkundigte sich Fredi gespannt. Und feierlich kam's von Edith's Lippen: „Tante Mienschens Handschuhkassette.“

„Wa — — waaas für eine Kassette?“

„Na, die kanariengelbe Blüschkassette mit Silberbeschlag, weißt du, Tante Mienschens Hochzeitgeschenk — ist das nicht eine großartige Idee von mir?“ Fredi war blass. Er hatte sich zwar keinen ausschweifenden Hoffnungen inbezug auf das Präsent hingeeben, aber Edith's Wahl war so groß, daß er ein helles Gelächter anstimmte und sie frag, ob sie sich nicht schäme, Fräulein Villion dergleichen anzubieten?

„O nein, durchaus nicht,“ entgegnete sie lächelnd. „Ich werde ihr die Kassette bei der letzten Sitzung persönlich überreichen und du kannst Zeuge davon sein, daß ich mich gar nicht schäme.“

„Das wirst du gefälligst unterlassen! Herrgott, wenn sie den scheußlichen Kasten ihrem Bruder zeigt und der erzählt davon

den andern Kameraden, dann bin ich für alle Zeiten blamiert!“

„Nah, ich sehe dabei keine Blamage,“ entgegnete Edith störrisch. „Ich habe noch ein übriges getan und sechs Paar Handschuhe hineingelegt, und — —“

„Standal! Standal!“ schrie Fredi. „Sechs Paar Handschuhe in einer Blüschkassette! Ein Geschenk für ein Stubenmädchen! Weißt du, dein Geiz beginnt schon auf dein Gehirn zu drücken.“

„Keine Beleidigung, wenn ich bitten darf!“

„Einer Dame, wie Fräulein Emmi Villion, sechs Paar Handschuhe als Gegengeschenk für das großartige Porträt! Es ist zum Haarausraufen!“

„Schade für dein Haar, Fred!“ spottete Edith. „Was willst du? Die Villion hat mich wiederholt versichert, daß ich ihr als Modell große Dienste geleistet und daß sie mir für meine Geduld und Ausdauer in den Sitzungen sehr dankbar sei, denn solch interessanten Kopf wie den meinigen fände sie unter Hunderten nicht — also, auf welcher Seite ist da der Vorteil? Die Leinwand und die Farben aber sind reichlich bezahlt mit der Kassette, deren Beschläge nach deiner eigenen Aussage, schwer in Silber sind.“

„Für solch eine Auffassung fehlt mir das Verhältniß,“ entgegnete Fred erregt. „Und was die Kassette anbelangt, hätte ich nichts dagegen, wenn sie ganz aus Silber wäre und mit Steinen besetzt, oder in künstlerischer, antiker Form. Diesen alten, greulichen Kasten aber kriegt die Villion nicht, unter keiner Bedingung. Wir kaufen ihr ein schönes, wertvolles Schmuckstück, einen Anhänger oder ein Armband und schicken ihr's mit einigen Zeilen ins Haus, wenn wir das Bild holen lassen — und damit basta!“

Edith schüttelte den Kopf, aber sie schwieg, sie war ja klug. Fredi aber lief davon, um seinen Aerger etwas an die Luft zu führen.

Der Tag der letzten Sitzung in der Villa Emmi, im Cottage, dem Heim der Künstlerin, kam heran, und Fredi stand in ungeduldiger Stellung bei der Straßenbahn-Haltestelle und wartete auf seine Frau, die aus der inneren Stadt kommen mußte, allwo sie diverse Besorgungen zu erledigen hatte. Eben wollte er eine Vertuschung über Edith's Unpünktlichkeit austreten, als er sie im Schwebeschritt über die Straße her auf ihn zukommen sah. Sein erstes Empfinden war Freude über ihren Anblick, sein zweites jedoch jähes Entsetzen, denn Edith trug nebst Sonnenschirm und Handtasche noch ein Paket in den Händen, das seiner Form nach zu schließen die ominöse Handschuhkassette enthielt. Fredi schäumte. „War so etwas zu glauben nach all dem Streit um die Sache? Darum also sagte sie immer, es hat Zeit, es hat Zeit, wenn er sie aufforderte, mit ihm das Schmuckstück für die Villion kaufen zu gehen? Na, warte, warte nur!“

Wie ein Stohrvogel flog er auf sie zu und rief rauh: „Was hast du in dem Paket?“

„Toiletteseife, mein Lieber,“ sagte sie ruhig und lächelte ihn an. „Ich habe sie so en passant in einem „Ausverkauf“ billig erstanden — da, riech!“ Sie hielt ihm das Paket unter die Nase und wirklich entströmte demselben ein starker Fliedergeruch, Edith's Lieblingsparfüm. Trotzdem noch mißtrauisch, griff er nach dem Paket und sie überließ es ihm willig. Es war schwer, wie Seife zu sein pfeft und fühlte sich auch so an wie nebeneinander gebackte, runde Seifenstückchen. Fredi war rasch besänftigt und fuhr heiter plaudernd mit seiner entzückenden Frau nach dem Cottage.

Emmi Villion stand schon in Erwartung ihres Besuches, in einer allerliebsten Malerschürze, im Atelier. Edith flog auf sie zu und umarmte sie stürmisch, zugleich betuernd, wie leid es ihr sei, daß nun die gemüthlichen Sitzungen ein Ende hätten, in welche Betuerungen die Künstlerin kräftig mit einstimme, denn der großen Liebenswürdigkeit der reizenden Frau Philipp konnte doch niemand widerstehen. Edith legte Schirm und Handtasche auf einen Stuhl und obendrauf ihren großen Hut mit dem nickenden Federbusch, öffnete dann rasch das mitgebrachte Paket, das zwei sorgsam eingewickelte Gegenstände enthielt. Den einen schwereren, stark nach Flieder duftenden, legte sie beiseite, von dem andern löste sie die Papierhülle, — eine gelbe Blüschkassette kam zum Vorschein, die sie feierlich auf den Tisch stellte.

„Liebste Fräulein Villion,“ rief sie zärtlich, „ich habe Ihnen heute als Zeichen meiner Dankbarkeit ein kleines Andenken mitgebracht, das sie immer, so oft ihr Blick darauf fällt, an unsere so anregenden Sitzungen erinnern soll.“

Die Malerin sah lächelnd den plumpen Kasten an, öffnete den Deckel und klappte ihn wieder zu, und mit den verbindlichen Worten: „Oh, ich danke — zu gültig — Handschuhe kann man immer brauchen,“ ließ sie die Kassette stehen und trat an ihre Staffelei. Fredi gab es einen Ruck durch den ganzen Körper und es war ihm zumute, als müsse er den vertrakteten Kasten packen, ihn zur Erde schleudern und mit den Stiefelabsätzen eintreten. Aber schon in der nächsten Minute hatte er sich wieder völlig in der Gewalt und er tat das Beste, was er in dem Falle tun konnte, er trat zum Fenster und schaute angelegentlich in den Garten hinab, sich den Anschein gebend, als beachte er nicht, was die beiden Frauen hinter seinem Rücken verhandelten.

Die eigentliche Sitzung dauerte heute nicht lange, es galt nur ein Ueberprüfen des fertigen Bildes, bei dem man lustig plaudern konnte. Nur Fredi war gegen sonst heute merkwürdig schweigsam, was ihm manche Rederei von Seite der Villion eintrug. Edith war dagegen sehr ausgeräumt, sie hatte die lästige Cadeau-Geschichte hinter sich und war ungemein zufrieden mit ihrer klugen Disposition. Freilich war sie nebenbei etwas aufgeregt, denn sie wußte, sie hatte

Fredi mit eben dieser Disposition schwer gedregert und beleidigt und sie getraute sich fürs erste gar nicht ihn anzusehen. Ein Donnerwetter würde wohl heute noch auf ihr schuldig Haupt herunterprasseln, aber sie würde schon standhalten, denn für das viele Geld, das sie geopart hatte, dadurch, daß sie Fredi verhinderte, das teure, kostbare Schmuckstück zu kaufen, kann man sich schon ein wenig verdommern lassen. Sie lugte jetzt von ihrem erhöhten Standpunkt aus durch das große Atelierfenster in den Garten hinaus und rief: „Ach, liebes Fräulein Villion, was für entzückenden Flieder sie doch in ihrem Gärtchen haben! Welch herrliche Farbe der hat, er muß auch köstlich duften, wie?“

„Ja, das tut er.“

„Schade, daß sie keinen weißen Flieder haben, den liebe ich leidenschaftlich.“

„Ich habe auch weißen Flieder, man sieht ihn nur nicht vom Fenster aus, aber wenn sie es wünschen, Frau Hauptmann, können wir hinabgehen in den Garten und einen Strauß für sie abschneiden.“

„Ach, das ist ja entzückend, entzückend! Ja, gehen wir hinunter, bitte, bitte.“

Fredi hatte ein Zeitungsblatt zur Hand genommen und sich in den Leitartikel vertieft. Edith war schon an der Türe.

„Kommen Sie auch mit, Herr Hauptmann?“ frug Emmi.

„Oh, wenn der eine Zeitung in der Hand hat, ist er zu nichts zu haben,“ lachte Edith, „lassen Sie ihn nur.“

Fredi machte eine Kopfbewegung, die man ebenso für Zustimmung wie für Ablehnung halten konnte. Die Damen nahmen es für lezteres und rauschten zur Türe hinaus.

Es dauerte eine geraume Weile, bis sie wieder austauchten. Edith mit einem mächtigen Strauß weißen Flieders in den Händen, in dem sie ihr frisches Gesichtchen vergrub, was reizend aussah. Fredi sah noch immer über der Zeitung und mußte die neckende Bemerkung, daß es aussähe, als ob er eingeschlafen wäre, über sich ergehen lassen.

Es folgte dann ein rascher Ausbruch. Nachdem man sich noch über den Transport des Bildes geeinigt hatte, verabschiedete man sich mit gegenseitiger herzlicher Dankagung und dem Zuruf: „Auf Wiedersehen!“

Das Ehepaar Philipp ging oder lief vielmehr zur Haltestelle der Straßenbahn, denn es hatte stark zu regnen begonnen, die Menschen liefen hastig durcheinander und stürmten die daherausenden Wagen.

Edith wunderte sich über Fredis Haltung. Er sprach zwar kein Wort auf sie, aber er sah durchaus nicht böse oder mißgestimmt aus, sondern wie einer, der intensiv über etwas Angenehmes nachdenkt. Edith war aber momentan nicht aufgelegt, Betrachtungen darüber anzustellen, es war zu ungemütlich, denn sie mußte die ganze Fahrtdauer im dichtesten Gedränge auf der Plattform stehen, so daß sie einen Seuzer der Erleichterung ausstieß, als sie endlich ihr Fahrziel erreicht hatten und aussteigen konnten.

Fredi half ihr herunter, denn sie war schwer bepackt mit dem riesigen Fliederstrauß, dem Seifenpaket, Schirm und Handtasche. Sie nahm alles in den rechten Arm, um mit der linken Hand ihr Kleid ein wenig raffen zu können, und als sie dabei zufällig an sich hinabblckte, gewahrte sie jäh erschrek-

kend, daß ihre Handtasche offen war. Sie griff hastig hinein, um gleich darauf mit allen Zeichen des Entsetzens zu schreien: „Mein Geld! Mein Geld! Das Geld ist verschwunden!“

„Aber so schrei doch nicht so!“ rügte Fredi. „Mach' keinen solchen Kadaw wegen ein paar lumpiger Kronen.“

„Aber lumpiger Kronen?“ schrie Edith noch lauter. „Zwölfhundert — zwölfhundert Kronen waren drinnen!“

„Bist du verrückt? Wie kannst du so viel Geld in einer Handtasche herumerschleppen!“

„Mein Gott, ich war doch vor der Sitzung in der Stadt und habe das Geld aus der Bank geholt — übermorgen ist Freitag, das weißt du ja — ich hab's in einem Kuvert in die Tasche gesteckt und jetzt ist es hin, verloren, verloren!“

„Toll, unverantwortlich toll,“ brummte Fredi.

Edith aber weinte und schrie in maßloser Aufregung, daß die Passanten stehen blieben und sie neugierig anblickten.

„Mach' kein solches Aufsehen,“ rügte Fredi.

„Ach du! Du siehst beinahe so aus, als ob dich das Unglück freut!“ erzürnte sich Edith.

„Bah, Unglück! Eher eine gerechte Strafe für dich. Geh' jetzt nach Hause, ich laufe schnell aufs Kommissariat und mach' die Anzeige, obgleich es wenig nützen wird, denn du hast das Geld nicht verloren, es hat dir's ganz sicher einer aus der Tasche genommen.“

Und lächelnd bog er um die nächste Straßenecke.

(Schluß folgt.)

## Spiel und Scherz.

### Vexierbild.



Wo ist der Pferdeknecht?

### Humoristisches.

Humor in der Schule. Lehrer: „Ich habe euch soeben von den gefährlichen Tieren erzählt und euch Beispiele genannt. Wer kann mir im Gegensatz dazu ein Tier nennen, welches sich mit ganz geringer Nahrung begnügt?“ — Ein Schüler: „Ich, Herr

Lehrer: — Die Motte!“ — Lehrer: „Die Motte? Wieso denn?“ — Schüler: „Ja, die frißt nur — Löcher!“

Selbständig. Junge Hausfrau: „Heute habe ich den ganzen Vormittag selbst gekocht, nur ganz zuletzt hat die Köchin geholfen.“ — Gatte: „Und konnte sie noch etwas — retten?“

Diagnose. Arzt: „Ihnen fehlt nichts als frische Bergluft. Sie sollten vier Wochen ins Gebirge gehen. Was sind Sie denn?“ — Patient: „Meteorologe auf der Zugspitze.“

Er: „Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein, haben wir uns nicht schon mal im Zoologischen Garten gesehen?“ — Sie: „Möglich, in welchem Käfig waren Sie?“

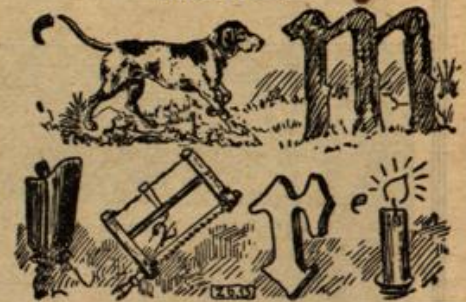
Eingebildet. Er: „Letzte Nacht träumte mir, ich hätte einem hübschen Mädchen einen Heiratsantrag gemacht!“ — Sie: „Und was habe ich Ihnen darauf geantwortet?“

Ein Schläuberger. Bekannter: „Wie brachten Sie denn Ihre Frau wieder zum Bewußtsein, nachdem sie Ihnen zum erstenmal in Ohnmacht gefallen war?“ — Junger Ehemann: „O, sehr einfach; ich küßte ihr zu, sie hätte sich mit ihrem neuen Kleid in einen Tintenlecken hineingelegt; da hätten Sie mal sehen sollen.“

Schlechtes Deutsch. Auf einer Reise trafen von ungefähr ein Norddeutscher, ein Württemberger und ein Schweizer zusammen. Der Schweizer berichtete viel von sei-

nen Reisen und gebrauchte dabei öfters das heimatliche Idiom: „I bi gsi“. In einer Pause fragte der Norddeutsche den Württemberger, was „I bi gsi“ eigentlich bedeuten sollte, worauf der biedere Schwabe erwiderte: „So wisse Se, dees is a schlächts Deutsch, dees soll heißen „I bi gwä!“

### Bilderrätsel.



Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

- Schachaufgabe (Fünfsüger von A. Steif).  
 Weiß Kc6, Dc3, Lc1, Bb2, d2, d3, e3, e5.  
 Schwarz Kb1, La2, Ta1, Bb3, d6.  
 1. Kc6—d5, d2. 2. Dc6. e4. 3. Kd4, ed.  
 4. Kc3, Kc1. 5. Dd1 + matt.

Bilderrätsel: Nach Hochgenuß kommt Ueberdruß.

(Auflösungen der Rätsel folgen in nächster Nummer.)

# Bilder vom Kampfgebiet an der belgischen Küste.



Ostendterle (Nordseestrand).



Fischer auf der Mole in Nieuport.



Belgische Hafenarbeiter in Nieuport.



Windmühle in Dixmuiden.



Im Hafen von Nieuport.

# Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum  
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 46

Verlag von J. S. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.  
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Bärzberg und Bärch.

Jahrgang 1914



Aus dem österreichisch-ungarischen Hauptquartier: Armeekommandant Erzherzog Friedrich mit seiner Tochter.

# Der Talisman. Von August Gräf, München.

Fortsetzung.

Nachdruck verb.

Mehr wußte der Trompeter auch nicht zur Aufklärung beizutragen. Klaus Herwig nahm es für sicher an, daß sich Knuschte in dem Schützen getäuscht hatte. Was mochte auch den Alten bewogen haben, einen derartigen Streich auszuführen, abgesehen davon, daß ja der Kastellan, wie Klaus selbst wußte, gefährlich erkrankt war. Er schaltete diesen Verdacht gänzlich aus. Wer war nun der geheimnisvolle Täter? Nach der Richtung, aus der die Kugel gekommen war, stund fest, daß sie dem Leutnant gegolten hatte. Um eine Hand breit tiefer, hätte sie ihn treffen müssen. Glücklicherweise hatte der Schütze sein Ziel verfehlt und dem hinter Klaus reitenden Husaren nur eine heftig blutende Fleischwunde am Oberarm verursacht.

Herwig ließ dem Verwundeten einen Notverband anlegen und blieb bei dem eben zurück. Die fünf anderen Husaren sandte er zur Verfolgung des Schützen aus. Es währte nicht lange, so kamen sie zurück und meldeten, daß die Suche ohne Ergebnis verlaufen sei. Eine Zeit lang hatten sie die Spur des Fliehenden im Schnee verfolgt, aber plötzlich sei dieselbe im Hochwald verschwunden. Sie hatte bis zu einem tiefen Graben geführt, wo sie geendet habe. Trotz schärfsten Umerspähens war ihr Weiterlauf nicht zu entdecken gewesen.

Der Leutnant und seine Leute standen vor einem Rätsel. Nicht nur, daß der heimtückische Schütze entkommen war, ließ sich auch aus den hinterlassenen Spuren, die deutlich im weichen Schnee eingedrückt waren, kein Aufschluß finden. Der Leutnant überzeugte sich selbst. Bis zu einem tieferen Graben war die Spur zu verfolgen, von da an war nichts weiter zu entdecken.

Die heutige Streife hatte ein jähes Ende gefunden. Die kleine Patrouille lehrte nach Schloß Rombeau zurück.

Wie Herwig mit den Husaren über den Schloßhof den Ställen zuritt, begegnete ihnen Margot. Sie erschrak sichtlich, als sie den Verwundeten wahrte. „Mon Dieu“, rief sie entsetzt und ihre dunklen Augen richteten sich starr auf den Leutnant. „Monsieur, man hat Sie doch nicht überfallen?“ „O, doch, Mademoiselle Margot“, antwortete der, „und die Kugel hat sogar eigentlich meiner Person gegolten.“ Ertümelte herfürte ihn der angstvoll und mitleidige Blick der Komtesse.

Die angebliche Wahrnehmung des Trompeters kam ihm ins Gedächtnis. „Mademoiselle, wie geht es dem Kastellan, ich sah ihn seit einigen Tagen nicht“, fragte er, „wo befindet er sich, ich habe einen Auftrag für ihn.“

Bei dieser Frage schien sie zu erbleichen und ein kaum merkliches Zittern lief durch ihre schwächliche Gestalt. „Der Kastellan?“ hauchte sie leise und ihre Stimme bebte; „ich glaube, er ist sehr krank, der Doktor von Priz befand sich heute bei ihm.“ „Ich danke Ihnen“, sagte er und ritt weiter. Margot schaute ihm immer noch erschrocken nach.

Eine Wirrnis von Fragen beschäftigten Klaus Herwig. Nach der Mitteilung der Komtesse kam also der Schloßverwalter doch

nicht als Täter in Betracht; es lag wohl eine Täuschung Knuschkes vor. Wer aber hatte den Schuß aus dem Hinterhalt abgegeben? Auch das sonderbare Verhalten Margots war Herwig aufgefallen. Warum war sie so sehr erschrocken und warum hatte sie auf die Frage nach dem Kastellan so gezittert? Und abschlah war sie dabei geworden? Sollte sie schließlich gar die Unwahrheit gesagt haben? Er traute ihr keine Lüge zu. Für alle die Fragen, die ihn durchzuckten, fand Klaus keine Lösung.

\* \* \*

Das Fenster der Nacht lastete über der Erde. Auch auf Rombeau lag alles in Ruhe. Die Soldaten und Schloßbewohner hatten sich längst schon in Morpheus' Arme begeben. Nur der gleichmäßige, dumpfe Schritt der Wachen hallte durch das sternlose Dunkel.

Doch nicht alle Menschen im Schlosse schliefen. Margot, die Tochter des Vicomte, wachte noch einsam in ihrer Kammer. Sie sah über das weiche Ruhebett hingebeugt und hatte das Haupt im schwelenden Kissen vergraben. Unterdrücktes Schluchzen und Stöhnen aus ihrer Brust durchzitterte wie Geisterlaut das pruntholl ausgestattete Gemach. Welcher Schmerz mochte wohl ihr Inneres zerrwühlen, welche Sorgen das müde hingefunkene Haupt beschwerten? . . .

Die Schloßuhr hub ächzend zu schlagen an. Elf reine Schläge klangen durch die Nacht in das Land hinaus — eine Stunde vor Mitternacht. Margot fuhr fröstelnd von ihrem Lager auf. Sie trocknete die Tränen, die ihre Wangen geneigt hatten und nahm von der Wand einen langen Mantel, in den sie sich bis zur Unkenntlichkeit einhüllte. Nachdem sie noch zuvor längere Zeit angestrengt durch das Dunkel gelauscht hatte, öffnete sie ihre Kammertüre und trat geräuschlos hinaus in den finsternen, langgestreckten Ausgang, der das Hauptgebäude des Schlosses mit dem Turm verband. Wie ein Schatten glitt Margot an der Wand entlang. Was hatte sie wohl zu der späten Stunde noch vor?

Am Ende des Ausgangs angekommen, schloß das Mädchen eine niedrige Pforte auf und verschwand durch dieselbe. Sie ließ jetzt eine kleine, abgeblendete Laterne ausleuchten, die sie in den Falten ihres Mantels verborgen gehalten hatte. Margot befand sich allem Anschein nach in einem Gemach des Schloßturmes. Graue Steinwände, ohne Bewurf umschlossen den kahlen, niedrigen Raum. Eine schmale Wendeltreppe führte in die unteren Stockwerke des Turmes. Margot schritt vorsichtig, um kein Geräusch zu verursachen, die Stufen hinab. Im untersten Turngemach hielt sie ihren Schritt an und horchte, doch außer dem Tritt des Postens, der von ferne durch das hochgelegene, kleine Fenster des Raumes hereinklang, war kein Laut zu vernehmen. Der Fußboden der Turmstube war mit aufgehäuften Feldfrüchten bedeckt. Der Raumbiente wohl sonst als Vorratsspeicher. Die

Komtesse räumte einen Teil der Feldfrüchte beiseite. Darunter ward die Diele sichtbar, die aus schweren Eichenbohlen bestand. Das Mädchen ergriff ein kurzes Brechseisen, das sie aus einer Tasche ihres Mantels hervorgeholt hatte und setzte behutsam die Spitze desselben in eine der kaum wahrnehmbaren Ritzen zwischen den Brettern. Sie preßte dann mit ihrer ganzen Kraft das Eisen nieder. Es wollte ihr nicht gelingen, die Bohlen auch nur ein wenig zu heben. Nach heißer Mühe brachte sie es doch zuwege, daß sie ein Brett aus seiner Lage hob. Margot leuchtete ob der ungewohnten Anstrengung. Derauf hob sie ein zweites Brett hoch und nun gähnte ihr ein breites finsternes Loch entgegen. Eine roh gezimmerte Leiter reichte in die Tiefe hinunter. Die nächtliche Wandlerin raffte ihren Mantel zusammen und stieg behutsam von Sprosse zu Sprosse tastend hinab. Ein eisiger Lufthauch wehte herauf und brachte beinahe die Laterne zum Verlöschen. Bald saßte Margot wieder festen Fuß. Noch einige Schritte und sie stand im Freien. In der Nähe rauschte ein Bach. Das Mädchen folgte seinem Lauf. An einer dicht mit Dornestrüpp' und Bäumen bestandenen Stelle hielt sie inne. Vor ihr stieg ein mäßiger Hügel an. Margot bog das Gestrüch auseinander und legte so den Eingang zu einer geräumigen Höhle frei, die sich im Innern des Berges befand. Gewandt schlüpfte Margot hindurch. Der matte Schein der Laterne beleuchtete graue, feuchte und bemoste Felswände. Von der Decke der hochgewölbten Höhle sickerte Wasser in feinen Adern zu Boden. Margot schritt weiter. Die Höhle schien kein Ende nehmen zu wollen. Immer neue Fessengänge und Gewölbe schlossen sich an. Die Komtesse wanderte durch ein weitverzweigtes Höhlenlabyrinth im Innern des Berges. Geräumte Zeit schritt sie dahin. Sie mußte wohl diesen ungewöhnlichen Weg auch bei Nacht des öfteren schon gegangen sein, denn mit großer Sicherheit bewegte sie sich vorwärts. Da! Was war das? Ein heller Lichtstrom flutete ihr fernher entgegen und dumpfbräusendes Stimmengewirr drang an ihr Ohr. War das Innere des Berges vielleicht von nächtlichen Geistern bewohnt, denen sie einen Besuch abstatten wollte? Margot verfolgte unbekümmert den unterirdischen Höhlengang weiter. Sie kam dem Lichtschein immer näher und in der dröhnenden Stimmenbrandung, die an ihr Ohr schlug, waren schon einzelne Stimmen deutlich zu vernehmen. Allmählich weitete sich der Gang und lief in eine Felsenhalle von geradezu riesigen Dimensionen aus. Das Mädchen war am Ziel.

Die vor ihr liegende Höhle dehnte sich wie die weite Kuppelhalle eines mächtigen Domes nach allen Seiten aus.

Von hochaufgeschichteten Holzstößen geschützt, loderten in dem Felsenraum zahlreiche Feuer. Um die Feuer hatte sich eine nach mehreren Hunderten zählende Schar Männer gelagert. Es war eine höchst gemischte, bunte Gesellschaft. Neben Soldaten in allen möglichen, meist zerrissenen und schmutzigen Uni-

formen sahen derbknochige Bauern im groben Feinmittel, dazwischen mischten sich vereinzelte Arbeiter in schmiegigen, ruhgeschwärtzten Blusen und Stadtleute in schäbiger Eleganz. Alle diese herumlungelnden Gestalten, die allen Ständen und Lebensaltern angehörten, waren bewaffnet. Dunggabeln, alte und moderne Gewehre, Senen und noch andere irgend an einem Ort aufgefesene Waffen lagen durcheinander. Die ganze Gesellschaft sah äußerst fragwürdig aus. Bei einigermassen gutem Willen hätte man sie für eine Bande Straßenräuber und Gurgelabschneider halten können, was die verwegen aussehenden Gesellen eigentlich auch waren, nämlich — Franktireurs. Versprengte und desertierte französische Soldaten, fanatisierte Bauern, existenzlose Städter hatten sich da zusammengefunden, um aus dem Hinterhalt heraus deutsche Kolonnen, und nicht gerade allzu selten auch friedliche Reisende zu überfallen. Diese Gesellen bemühten die patriotische Phrase nur dazu, eine Beute zu machen.

Die Freischärler vergnügten sich auf ihre Art mit Trunk und Spiel. Der irrende Tanz der Flammen ließ das wüste Treiben dieser Leute erst recht krautig und abstoßend erscheinen. Rohe Scherze, rauher, mehr gebüllter als gejungerer Gesang, Flüche und Schimpfreden tönten wirt durcheinander.

Margot zauderte hervorzutreten, als sie das Tun und Treiben der Franktireurs aus nächster Nähe gewahrte. Die Kerle mußten sich wohl vollkommen sicher in ihrem unterirdischen Bau fühlen. Margot war offensichtlich angewidert. Was mochte die Komtesse wohl überhaupt aus dem Schloß hierher in diese Gesellschaft getrieben haben?

Als Margot mit laut vernehmlichem Räuspern ihr bisheriges Versteck verließ, trat Schweigen in dem Haufen ein. Nur vereinzeltes Flüstern war zu hören. Neugierig schauten alle auf das Mädchen. Sie hatten wohl nicht geringe Achtung vor ihr, denn in ihrer Gegenwart wagten sie es nicht, ihr unflätiges Tun fortzusetzen. Sie schritt mit stolz erhobener Hand an ihnen vorüber auf einen Mann zu, der sich bei ihrem Erscheinen erhoben hatte. Seine Uniform kennzeichnete ihn als französischen Offizier.

„Ah, Mademoiselle Margot, Sie schenken uns auch wieder einmal nach langer Zeit die Ehre eines Besuchs. Es freut mich wirklich, daß Sie die Sache des Vaterlandes nicht treulos im Stich gelassen haben, umiomehr als dies für Sie doch, infolge der Verfl... Brüssiens, die Sie gegenwärtig auf Ihrem Schloß haben, mit Gefahr verbunden sein dürfte. Und was bewog Sie heute zu Ihrem nächtlichen Gang, wenn ich fragen dürfte?“

„Das bedarf einer ausführlichen Erklärung,“ entgegnete Margot. „Zuvor aber sagen Sie Ihren Leuten, Kapitän Ribot, daß sie ihre Neugierde ein wenig meistern sollen. Das Anstarren meiner Person behagt mir nicht.“ Kapitän Ribot, der Führer der hier versammelten Freischärler, ging zu den Feuern hin und veranlaßte seine Leute, die Komtesse nicht durch allzu große Neugierde zu belästigen, dann wandte er sich wieder Margot zu, indes sich die Franktireurs wieder um ihre Würfel und Becher bekümmerten. Als sich der Kapitän und seine Besucherin niedergelassen hatten, meldete sich ein neuer Ankömmling — der Schloßverwalter von Rombeau. Aber wie

sah der Alte aus! Sein Gewand war zerissen und über und über mit Schmutz bedeckt, die Haare hingen ihm wirt ums Haupt und seine Brust keuchte von eiligem Lauf. Als er die Komtesse gewahrte, suchte er leicht zusammen. Es war ihm wohl unangenehm, sie hier anzutreffen. Margots blaßes Gesicht war noch bleicher geworden. Mit einem Blick, in dem eine bange Frage lag, sah sie dem Schloßverwalter entgegen. „Gaston, wo bist du gewesen,“ fragte sie mit erregter Stimme, „den ganzen Tag bist du nicht nach Hause gekommen? Ich habe Schlimmes vernommen. Gesteh mir, du hast im Wald heute auf den Offizier der Preußen geschossen. Leugne nicht!“ Gaston, der Kastellan war von der plötzlichen Frage so verwirrt, daß er nicht sofort die Antwort finden konnte. „Woher — wollen — Sie denn das — wissen?“ kam es scheu und stotternd von seinen Lippen. „Ich habe — allerdings geschossen, aber —“

„Nicht getroffen,“ fiel Margot ein. „Weißt du nicht, was das für unangenehme Folgen haben kann? Hegen denn die Feinde nicht schon Mißtrauen gegen uns, besonders gegen dich? Ist mein Vater, den gar kein Anteil trifft, nicht bei Ihnen in den Ruf gekommen, unsere Sache zu begünstigen, denn nur deshalb sind die Preußen auf unser Schloß gekommen? Deine heutige unverständige Tat kann uns nur schaden. Der Offizier hat schon scheinbar Verdacht geschöpft, als er heute nach dir frug. Du bist sicher erkannt worden.“

„O, ich könnte meine Hand verwünschen, daß sie gesittet hat,“ erwiderte der Schloßverwalter, der jetzt ein ganz anderer war wie vor den Augen der Huzaren. Von den Preußen auf dem Schloß scheint mir der Offizier der Gefährlichkeit zu sein. Ich weiß wohl, daß er Argwohn gegen mich hegt, beobachtet er mich doch auf Schritt und Tritt. Deshalb hatte ich beschlossen, ihn vor den andern aus dem Wege zu räumen. Dazu ließ ich durch die Dienstleute das Märclein von meiner Krankheit verbreiten, um mich ja gegen allen Verdacht zu schützen, was aber nach ihrer Mitteilung nun doch nicht gelungen ist, denn man hat mich wahrscheinlich bei dem Schuß flüchtig gesehen. Am Morgen erfuhr ich, daß der Offizier mit einigen seiner Leute in den Wald zwischen Fromelles und Brix einen Streifritt unternehmen wolte. Ich bin ihnen heimlich gefolgt und an günstiger Stelle habe ich mich auf die Lauer gelegt. Leider zitterte meine Hand und so ging die Kugel fehl. Die Preußen sind bei dem Schuß zuerst erschrocken, aber dann hat mir ihr Leutnant seine Leute nachgeschickt. Beinahe wäre ich ihnen auch in die Hände gefallen, denn der tiefe Schnee gestattete kein schnelles Gausen. Zum Glück konnte ich mich durch eine List retten. Meine Kräfte, die im Schwinden waren, gestatteten es gerade noch, den Stamm einer hohen Tanne zu erklettern und mich in ihrem Wipfel zu verbergen. Die einfältigen Preußen kamen gar nicht auf den Gedanken, in die Höhe zu schauen, denn sonst hätten sie mich vielleicht doch gesehen. Ich habe dann gewartet, bis die Deutschen enttäuscht abgezogen waren. Auf's Schloß getraute ich mich nicht, weil ich fürchtete, erkannt worden zu sein und so bin ich hierher gekommen. Doch hat mir das lange Umherirren nicht wenig zugefügt, wie Sie sehen. Ich ärgere mich nur, daß es doch vergebens war.“

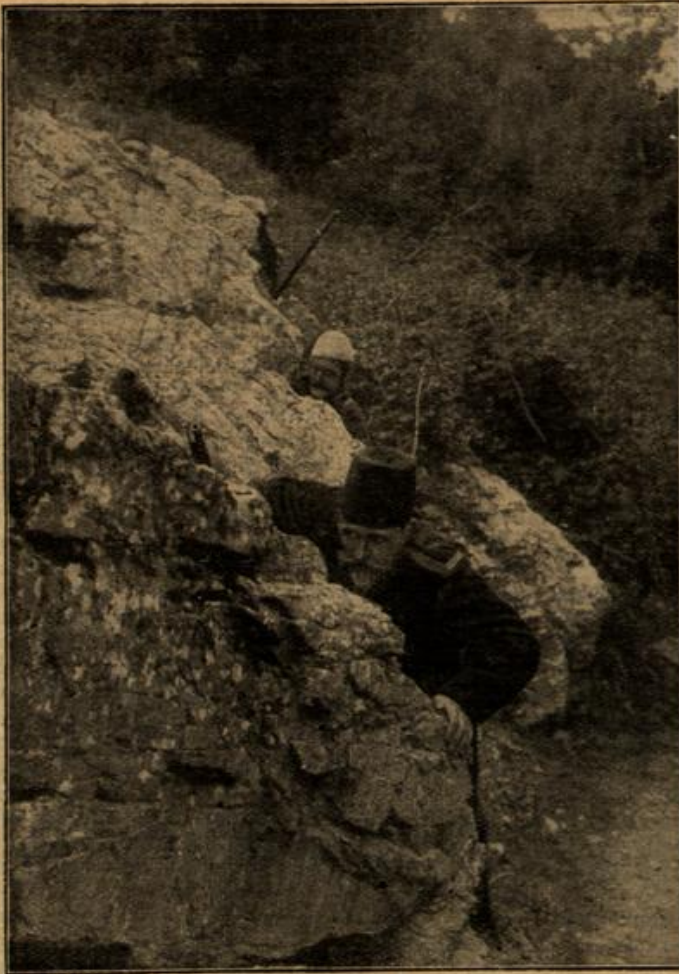
„Alter, dein Streich war äußerst unflug,“ sagte Margot rügend. „Der Offizier ist aber für uns höchst gefährlich,“ verteidigte sich Gaston. „Wie ein Spürhund geht er stets hinter mir her. Und haben Sie vergessen, daß er gleich bei seiner Ankunft das Geheimnis von dem unterirdischen Stollen entdeckt hatte, von dem nicht einmal Ihr Vater weiß? Hätten Sie nicht die Geistesgegenwärtigkeit besessen und mich noch in der Nacht gewarnt, so hätte er sicher herausgefunden, was es mit dem Turm für eine Bewandnis hat. So konnte ich jedoch den Eingang zum Stollen noch rechtzeitig verbergen. Als er am folgenden Tag den Turm besichtigte, hat er nichts Verdacht Erregendes wahrgenommen. Und auch sonst mußten wir ja immer auf der Hut vor ihm sein.“

„Verzeihen Sie, Mademoiselle,“ mischte sich der Kapitän ein, der bis jetzt geschwiegen hatte, „warum wollen Sie denn auf einmal so unentschlossen sein. Früher sollte ich mit meinen Leuten ungestüm den Feind anfallen und nun wollen Sie ihn schonen. Bedauern wir lieber, daß Gastons Vorhaben nicht gelungen ist, denn dann hätten wir schließlich mit den Soldaten leichtes Spiel gehabt. Meine Leute werden schon ungeduldig, weil sie sich seit Wochen hier verborgen halten müssen; ich werde, sobald sich die nächste Gelegenheit bietet, die Preußen in eine Falle locken lassen, daß keiner mehr entrinnt. Ich verstehe nicht, warum wir immer warten sollen.“

„Sie werden nichts unternehmen, was nicht meine Billigung gefunden hat, Kapitän,“ entgegnete die Komtesse scharf und ihre Augen lagen befehlend ihm ins Gesicht. „Sie wissen, daß Sie auf meine Unterstützung angewiesen sind. Wenn Sie etwas ausführen, was mir nicht gefällt, so entziehe ich Ihnen sofort die bis jetzt gewährten Mittel. Sie können dann sehen, wie Sie Ihre tapfere Heldenschar beisammen behalten. Mit einer voreiligen Tat würde der Sache des Vaterlandes nur geschadet. Außerdem könnten dadurch mir und besonders meinem Vater die folgenschwersten Unannehmlichkeiten entstehen, was ich vermeiden will. Mein Vater, der von meinem ganzen Handeln gar nichts weiß, würde die größte Gefahr laufen, wenn Sie Ihr Vorhaben gegen die Besatzung unseres Schlosses ausführten. Man würde ihn naturgemäß der Mitschuld zeihen und was dann — das können Sie sich ausdenken. Ich rate Ihnen also nochmals zur Vorsicht.“

„So sollen wir denn ewig hier liegen bleiben,“ unterbrach sie eifrig Ribot. „Ihr Vater ist wenig Patriot, sonst würde er sich auf unsere Seite stellen und —“. „Herr Kapitän, nehmen Sie bitte sofort das Wort gegen meinen Vater zurück, daß Sie soeben gesprochen,“ fiel ihm Margot ins Wort. „Mein Vater hat mit Bravour unter Napoleon dem Großen gestritten. Das Kreuz der Ehrenlegion ist Zeuge dafür. Er liebt vielleicht Frankreich heißer wie ich und Sie. Wenn seine Meinung über die Art und Weise des Verteidigungskampfes von der unsrigen verschieden ist, so sieht es Ihnen doch nicht zu, ihm mangelnde Vaterlandsliebe vorzuwerfen. Bornig blizten ihm ihre Augen an.“

„Ich bitte um Entschuldigung, Komtesse Margot,“ stotterte der Kapitän verlegen. „Ich dachte nur... ich wollte... Ich nehme das Wort zurück.“



**Eine türkische Schleichpatrouille.**

In dem zerklüfteten Gebiet im Kaukasus werden die Vorteile der Türken in der Verfolgung des Gegners durch Schleichpatrouillen besonders gut zur Geltung kommen. Die Türken sind auf diesem Gebiete der Verfolgung der Feinde sehr gut ausgebildet. Sie werden den Russen dadurch sehr viel Schaden zufügen und sie von ihrem westlichen Kriegsschauplatz abziehen.

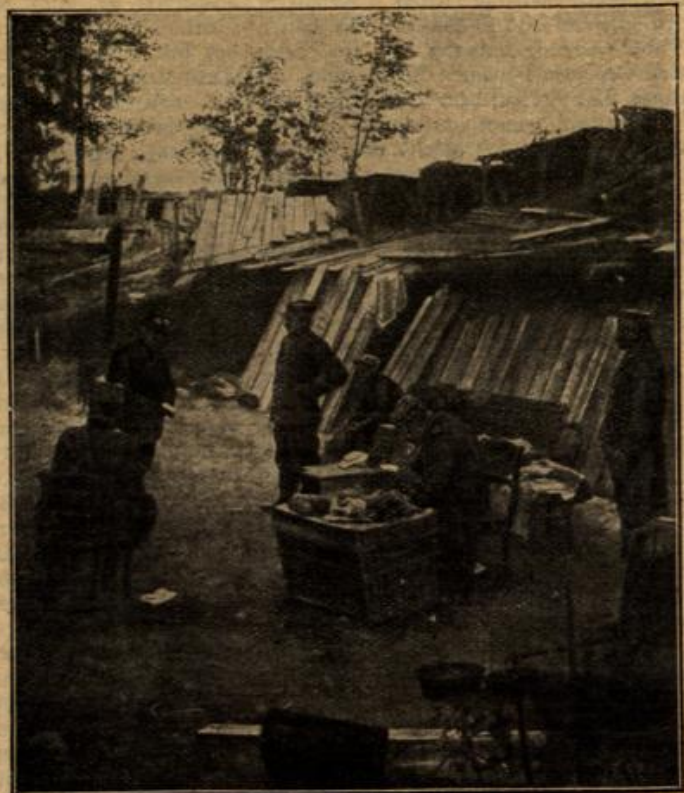


**Der Thronfolger Erzherzog Karl Franz Josef** mit dem Verteidiger von Przemyśl, Feldmarschall Lieutenant v. Ruemanek (rechts) bei einer Besichtigung der Festung.



**Zum Kampf um Arras.**

Unser Bild zeigt ein von einer deutschen Granate zerstörtes Haus in St. Laurent, einem Vorort von Arras, und im Vordergrund sehen wir von Granaten getötete Franzosen.



**Blick in einen französischen Schützengraben.**

Unsere Aufnahme wurde einem gefangenen Franzosen abgenommen und zeigt einen französischen Schützengraben in Betrieb.

## Im Hauptwerbeamt in London.

Eine besondere Note im Londoner Leben ist das Werbesystem für das Heer. Jede englische Zeitung enthält große ganzseitige Anzeigen mit der Ueberschrift: „Dein König und Dein Vaterland brauchen Dich!“ Große Plakate, auf denen Kitchener mit dem Finger auf den Beschauer zeigt, mit der Ueberschrift: „Kitchener braucht Dich!“ Neben an jeder Straßenecke. Ob das eifrige und eindringliche Werben um Rekruten von großem Erfolg ist, läßt sich kaum beurteilen. Fast alle Inschriften sind verschieden. „Männer werden für die Front gebraucht!“ steht vorn auf dem Schutzglas in dicker roter Schrift. Oder: „Junger Mann, Dein König braucht Dich!“ Junge Mädchen halten die jungen Männer an.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Ein Beobachtungsstand der Feldartillerie.

Wie wir auf unserem Bilde sehen, ist der Beobachtungsstand am Waldestrand versteckt, mit Telephon und Scheerenfernrohr versehen, um die Wirkung der deutschen Artillerie zu erkunden, der Batterie den Erfolg mitzuteilen und entsprechend die weitere Beschießung einzurichten. Diese Unterstützung der Artillerie ist sehr notwendig und von ganz besonderem Vorteil für die fechtenden Truppen, um die feindlichen Stellungen sturmreif zu machen.



Mannschaften der Budapester Bürgergarde.

Eine Bürgergarde versieht den militärischen Sicherheitsdienst in der ungarischen Landeshauptstadt

## Eine Bürgergarde

versieht den militärischen Sicherheitsdienst in der ungarischen Landeshauptstadt, wodurch es ermöglicht wird, daß Tausende von aktiven Soldaten, die sonst zu dieser Dienstleistung herangezogen werden müßten, ihrer eigentlichen militärischen Bestimmung auf dem Kriegsschauplatz genügen können.



Im Hauptwerbeamt in London:

Verzibigung der Rekruten sofort nach der Meldung und ärztlichen Untersuchung.



Straßenbild aus Petersburg: Die neueste Extraausgabe.

„Es ist gut,“ sagte Margot. „Und was für einen Plan hatten Sie denn vorhin geschmiedet, als Sie davon sprachen, die Breußen in eine Falle zu locken. Erklären Sie ihn mir.“

„Sehen Sie, Mademoiselle,“ ließ sich Ribot

hören, „die Ausführung des Planes wäre leicht. Mit einem Schlag könnten wir die Feinde überrumpeln und bis zum letzten Mann vernichten. Wie wäre es, wenn meine Leute einmal den unterirdischen Stollen im Schloßberg benutzten? Wir könnten dann

unbemerkt in den Turm und von da in den Schloßhof gelangen. Zur Nachtzeit bietet es keine Schwierigkeit, die Posten zu überraschen und dann den andern den Garaus zu machen.

(Schluß folgt.)

## Die Handschuhkassette. Eine heitere Geschichte von Th. Bohrn.

Schlus.

Nachdruck verboten.

Edith war krank. Sie hatte die ganze Nacht kein Auge zugetan, sondern immerfort geweint und geschluchzt über das Unglück, das große Unglück, das ihr passierte. Es war um die Mittagszeit, sie lag mit schmerzdem Kopf und geschwollenen Lippen und Augenlidern auf der Chaise longue im Speisezimmer und schalt auf die Polizei, die bis jetzt den Dieb noch nicht gefunden hatte. Fredi ging mit langen Schritten im Zimmer auf und ab und die alte Vene deckte den Tisch. Vene war das Faktotum im Hause Brentner seit nahezu einem Vierteljahrhundert und kannte Edith noch ungeboren. Sie hatte tapfer mitgeholfen, das „liebe Kind“ zu verziehen und hing jetzt noch mit abgöttischer Liebe an der jungen Frau. Da Edith wieder einmal ohne Stubenmädchen war (eine sehr oft wiederkehrende Tatsache), war Vene heute gekommen, um auszuhelfen. Ediths Eltern wußten noch nichts von dem „großen Unglück“, das ihrer Tochter widerfahren, aber Venen erzählte die junge Frau, daß ihr gestern ein Dieb in der Straßenbahn Geld aus der Handtasche gestohlen habe, wieviel aber, das verschwiege sie. Vene sprach ihr Trost zu und meinte, das sei doch kein so großes Unglück, viel schlimmer wär's, wenn sie sich einen Arm gebrochen hätte, oder der Herr Hauptmann einen Fuß usw. Aber Edith war keinerlei Trost zugänglich, es war zu schrecklich, daß ihr, ihr so etwas passieren konnte! Darüber kam sie nicht hinweg.

Fredi's Bursche kam herein und überreichte der Frau Hauptmann einen Brief, den der Postbote soeben gebracht hatte. Edith öffnete und las ihn. Er war von Emmi Villion, die sich in überchwänglichen Worten für das reiche Geschenk bedankte und hoffte, die Frau Hauptmann würde ihr Gelegenheit geben, sich mit einem zweiten Porträt zu revanchieren. Edith triumpphierte.

„Siehst du, Fred,“ rief sie, „es gibt auch noch Menschen, die an einem bescheidenen Geschenk Freude haben und sich schönstens dafür bedanken. O, ich wußte es ja, daß ich das Richtige getroffen habe. Die Villion ist aber auch ein netter Kerl, höre. Und sie las den Brief laut vor. Fredi nickte befriedigt lächelnd. Edith hatte für einige Momente ihren Jammer vergessen und meinte noch: „Wahrscheinlich hat ihr bei nachträglicher Besichtigung das Silberbeschläge an der Kassette imponiert.“

Da stand aber plötzlich Vene breitspurig vor der Chaise longue und sagte, indem sie die Hände aneinander rieb: „Na, nehmen sie mir's nicht übel, Frau Hauptmann, aber wenn das ein bescheidenes Geschenk ist, dann weiß ich nicht, was bescheiden sein heißt. Ich meine nicht die alte Schatulle von der Tante Minchen, trotzdem sie mit Silber beschlagen ist, aber den Inhalt.“ Edith sah erstaunt auf.

„Den Inhalt? Nun ja, sechs Paar feine

Handschuhe sind auch nicht zu verachten.“

„Ei, die Handschuhe machen's nicht aus, aber das was in den Handschuhen drinnen steckt.“

„In den Handschuhen steckt nichts, da hast du wieder einmal läuten gehört und nicht schlagen, Ate. Uebrigens, woher weißt du von der Sache?“

Vene stellte sich in Positur und erzählte mit großem Eifer: „Zule, die Köchin bei Villions, sei eine ibrige Landsmännin und Schulfameradin. Sie habe sie schon einige Wochen nicht gesehen und war daher sehr erfreut, heute früh zufällig in der Markthalle mit ihr zusammenzutreffen, na, und da habe sie ihr die ganze Geschichte haarklein erzählt.“

„Was für eine Geschichte?“ wunderte sich Edith.

„Ei, die Geschichte von Tante Minchens gelber Klüsch-Schatulle! Zule sagte mir, sie sei gestern, nachdem die Herrschaften fortgegangen waren, ins Atelier gekommen, um nachzusehen, ob Fräulein Villion etwas brauche, und da hätte das Fräulein die Schatulle in den Händen gehabt und sie von allen Seiten betrachtet und dann zu ihr gesagt: „Sehen sie, Zule, an dieser Kassette hier kann man die erfreuliche Tatsache wahrnehmen, welch großen Aufschwung unser Kunstgewerbe im Laufe der Jahre genommen, und wie sich der Geschmack gebildet und verfeinert hat. Solch geschmacklosen Gegenstand wie diesen da, macht man Gott sei Dank heute nicht mehr.“ Darauf habe das Fräulein ein Paar Handschuhe herausgenommen, und als sie einen davon durch ihre Finger zog, um die Dehnbarkeit des Leders zu prüfen, raschelte es so, als ob in dem Handschuh Papier stecke. Und richtig zog sie einen zusammengelegten Zettel aus ihm heraus, und als sie ihn auseinanderfaltete, hatte sie einen Hundertkronenschein in der Hand.“

„Haaaa!“ Mit einem Ruck setzte sich Edith kerzengerade auf und warf einen vielsagenden Blick auf ihren Mann, der mit gespannter Aufmerksamkeit Venes Rede anhörte. Diese aber sprach weiter: „Das Fräulein untersuchte den zweiten Handschuh — er enthielt gleichfalls einen Hundertkronenschein. Die Zule habe darauf große Augen gemacht, das Fräulein aber sagte: „Sehen sie, Zule, das nenne ich auf noble Art ein Geldgeschenk machen.“ Interessiert nahm sie darauf noch ein Paar Handschuhe aus der Schatulle — dasselbe Resultat und beim nächsten und nächstnächsten Paar das gleiche und so weiter und so weiter, jeder Handschuh enthielt einen Hundertkronenschein. Schließlich lagen wohlgezählte zwölfhundert Kronen vor ihr auf dem Tisch.“

Edith schoß wie eine Rakete in die Höhe.

„Ah, ah! Da hört man ja schöne Sachen!“ rief sie erregt. Nun weiß ich ohne

meiner Tasche geblieben ist — es hat mir's keiner in der Straßenbahn entwendet, es wurde mir schon vorher gestohlen — in der Villa Emmi — — —“

Vene stieß einen Schrei aus. „Aber, aber, Diethchen! Aber, aber!“

„Da gibst's kein aber, aber, Vene, du weißt ja nichts. Ich habe gestern vor der Sitzung das Geld aus der Bank geholt; es waren 12 Stück Hundertkronennoten. Bei meiner Ankunft im Atelier stak das Geld noch in der Tasche, wie ich mich überzeugte, ehe ich die Tasche unter meinen Hut legte. Hätte ich mich lieber beim Verlassen des Ateliers überzeugt, wär' mir der ganze große Jammer erspart geblieben und ich hätte die Diebin gleich entlarven können.“ Sie hatte eilig das Gürtelband ihres Schlafrodes auf.

„Bringe mir rasch mein blaues Kleid, Vene, ich fahre sofort nach dem Cottage.“

Sie lief zur Türe des Nebenzimmers, doch da wurde sie von rückwärts an beiden Achseln festgehalten, und Fredi rief: „Bist du von Simen, Edith? Was willst du im Cottage?“

Von der Villion das Geld zurückfordern, das sie mir aus der Tasche nahm und in die Handschuhe steckte.“

„Unerhörte Beschuldigung, die noch dazu jeder Logik entbehrt! Ein Dieb hält doch seine Tat geheim und posant sie nicht in die Welt hinaus.“

Vene stand zitternd in einer Ecke und verwünschte im geheimen ihre Schwachhaftigkeit — was würde da jetzt herauskommen? Das Weinen stand ihr nahe.

Fredi hatte Edith auf einen Sessel niedergedrückt und blieb vor ihr stehen.

„Denk' einmal nach, Kind,“ sagte er im begütigenden Tone, „wann hätte die Villion das Geld nehmen sollen, sie war ja keinen Augenblick allein im Atelier und unter unseren Augen wär's wohl kaum möglich gewesen; sie müßte denn eine Eskamoteurin sein, und selbst dann war's ausgeschlossen, denn sie kam doch gar nicht in die entfernte Ecke, wo der Stuhl mit der Tasche und dem Hut stand.“

Edith wischte mit der Hand über ihre Stirne, sie war ganz kleinlaut geworden, denn es kam ihr nun doch vor, als ob sie mit ihrer Anschuldigung zu rasch gewesen wäre.

„Ja, aber — an einen Dieb in der Straßenbahn glaube ich nicht — und wie kamen denn gerade abgezählt zwölf Hundertkronenscheine in die Handschuhe? Ich hab' sie doch nicht hineingesteckt. Wenn's also die Villion nicht getan hat, dann hat's jemand anders getan, aber im Atelier ist es geschehen,“ entschied wieder energisch Edith.

„Um, mit dieser Behauptung kannst du recht haben, das glaube ich selber,“ gab Fredi zu.

„Ja, aber es war außer uns dreien niemand im Atelier — es müßte beim je-

mand gekommen sein in der Zeit, als ich mit der Villion im Garten war.“

„Nein, nein, es kam niemand, ich war ganz allein und zwar geraume Zeit, denn ihr bleibt lange aus.“

Edith sah auf, denn etwas im Tonfall seiner Stimme machte sie stutzig. Ein verschämter Ausdruck lag auf seinem Gesicht, da kam ihr plötzlich, sie wußte nicht woher, ein entsetzlicher Gedanke. Sie schnellte empor, starrte mit weitgeöffneten Augen ihren Mann an und fassungslos stammelte sie:

„Fred! Du — du hast — du — du warst — du konntest? — — —“

„Ja, ja, so, genau so ist's!“ schmunzelte er. „Ich habe, ich war, ich konnte — und noch mehr, ich wollte, mußte und durfte.“

Edith sank sprachlos in den Sessel zurück und Fredi machte plötzlich ein sehr ernstes Gesicht und fuhr im ernstesten Tone fort:

„Erinnere dich, daß ich, als wir die Straßenbahn verlassen hatten und du den Abgang des Geldes bemerktest, zu dir sagte, es sei kein Unglück, sondern eine gerechte Strafe für dich. Ja, eine gerechte Strafe, denn du hast mich belogen und betrogen, indem du auf unerhörte raffinierte Art die schneidende Handtasche in's Atelier schmuggeltest und sie mit hochtrabenden Worten der Villion anbotest, wie einen Gegenstand von großem Wert — und das alles gegen meinen ausdrücklichen Wunsch und Willen, das alles, nachdem ich dir wiederholt erklärt hatte, ich sei unerblicklich blamiert vor dem ganzen Offizierskorps, wenn die Geschichte mit dem kanariengelben Handschuhkasten bekannt würde und das sie das geworden wäre, dafür hätte schon Hauptmann Villion gesorgt. Und so handelst eine Offiziersfrau, aus Geiz, aus purer Geldgier, die vor nichts zurück schreckt, auch vor der Lächerlichkeit nicht. — Zum Glück konnte ich die Scharte auswaschen. Ich wußte, du hattest Geld aus der Bank geholt, das konnte nur in der Handtasche stecken. Die Gelegenheit war günstig und ich benutzte sie einfach. Freilich hätte ich dir's schon gestern abend erzählen können, aber ich spielte absichtlich ein bißchen Komödie — du hattest es reichlich verdient. Und weil wir gerade dabei sind, höre noch eines. Die „Gütergemeinschaft“, wie du sie auffassest, paßt mir nicht, verwalte du dein Geld wie dir's beliebt und ich werde das mit dem meinigen tun. Ich bin ein friedliebender Mensch und habe das ewige Geplänkel, das sich einzig nur um das liebe Geld dreht, satt und überfett! „Spare, ohne zu entbehren, genieße, ohne zu verschwenden,“ lautet meine Devise — richte dich danach, mein liebes Kind.“

Das liebe Kind hatte die Ellenbogen auf die Stuhllehne gestützt und das Gesicht in ihre Hände gelegt und rührte sich nicht.

„Ich bin durchaus nicht gewillt,“ fuhr Fredi fort, „mich von deiner hervorragenden Eigenschaft gänglich zu lassen. Diese Eigenschaft mußt du ablegen, denn sonst wird sie zum großen Unglück für uns beide — das merke dir, und damit basta.“

„Gütergemeinschaft“, wie du sie auffassest, paßt mir nicht, verwalte du dein Geld wie dir's beliebt und ich werde das mit dem meinigen tun. Ich bin ein friedliebender Mensch und habe das ewige Geplänkel, das sich einzig nur um das liebe Geld dreht, satt und überfett! „Spare, ohne zu entbehren, genieße, ohne zu verschwenden,“ lautet meine Devise — richte dich danach, mein liebes Kind.“

„Ich bin durchaus nicht gewillt,“ fuhr Fredi fort, „mich von deiner hervorragenden Eigenschaft gänglich zu lassen. Diese Eigenschaft mußt du ablegen, denn sonst wird sie zum großen Unglück für uns beide — das merke dir, und damit basta.“

Er drehte sich auf dem Absatz herum und begann wieder eine Wanderung durch's Zimmer, mit hochrotem Gesicht, denn er hatte sich ganz heiß geredet. Vene kam aus der Ecke hervor, sie sah durchaus nicht mehr erschrocken drein und war der ganzen Szene mit Interesse gefolgt. Sie warf einen befriedigten, beinahe stolzen Blick auf den Hauptmann, ehe sie mit einem leeren Satzsaß leise das Zimmer verließ. Draußen nickte sie noch mit dem Kopfe, als wollte sie sagen: „Der versteht's.“

Es wurde laut an die Türe geklopft, und ohne ein Herein abzuwarten, trat Papa Brentner ins Zimmer.

„Grüß euch Gott, Kinder!“ rief er laut und fröhlich, setzte aber gleich ein verblüfftes „Nanu?“ hinzu, als er die Situation überblickte. Er war es gewöhnt, daß bei seinem Erscheinen Edith auf ihn zuslog, ihm um den Hals fiel, ihn küßte und die Wangen tätschelte, indem sie zehn Fragen zugleich an ihn richtete. Nun saß sie stumm und steif, mit verdecktem Gesicht und der Schwiegerjohn lief herum mit krebsroten Wangen.

„Aha, ein eheliches Intermezzo,“ bemerkte der Papa. „Na, kommt in den besten Familien vor,“ schmunzelte er.

„Jawohl, Papa,“ lachte Fredi, „kommt in den besten Familien vor!“ Die beiden Männer schüttelten sich die Hände.

„Was hat denn die Dithi, ist sie krank?“

„Nein, Papa.“

„Sapperlot, nicht krank und um die Mittagzeit noch im Schlafrock — was ist das für eine Mode?“ Er stieß leicht den Schwiegerjohn an: „Weint sie, oder bockt sie?“

„Vestres Papa, natürlich.“

Da erhob sich Edith, und mit den Worten: „Ihr Männer seid alle Ungeheuer,“ lief sie zur Türe hinaus. Sie wußte, im Punkte Schlafrock war der Vater spießig, ferner wußte sie, daß er nun fragen würde, was es gegeben hat und daß ihm Fredi alles erzählen würde; am genauesten aber wußte sie, daß vom Papa aus Fredi recht bekam und sie unrecht, natürlich, eine Frau bekam ja nie recht Männern gegenüber, am wenigsten, wenn sich's um Geld handelte.

Die beiden „Ungeheuer“ lachten, aber Edith hatte richtig geraten, denn kaum war sie vom Schauplatz verschwunden, erfolgte die väterliche Frage und darauf die Antwort in Form einer ausführlichen Schilderung des Erlebten. Herr Brentner hörte aufmerksam zu und nickte nur hie und da bestätigend mit dem Kopfe; als Fredi aber demonstrierte, wie er die Geldscheine in die Handschuhe steckte, da warf sich Papachen der Länge nach auf die Chaise longue und lachte, lachte, daß ihm die Tränen in die Augen kamen.

„Ein kapitaler Einfall, Fredi!“ rief er. „Ein kapitaler Einfall!“

„Bardon, Papa, der Einfall ist nicht von mir.“

„Sondern von — — —?“

„Von Mama Brentner.“

„Was tausend, von meiner Frau? Wie das?“

„Ja, weißt du, als wir von unserer Hochzeitsreise zurückkamen, besichtigten wir im Beisein unserer beiden Mütter alle während unserer Abwesenheit eingetroffenen Geschenke und da kam auch Tante Minchens Handschuhfascette an die Reihe. Edith moßte sich über die geschmacklose, leere Schachtel und meinte, Tante Minchen hätte doch wenigstens Handschuhe hineinstecken können. Da sagte Mama: „Jawohl, und in jeden Handschuh einen Hundertkrone Schein!“ Das fiel mir rechtzeitig ein und ich holte nach, was Tante Mine versäumt hatte.“ Neuerliches Lachen.

Vene erschien im Türrahmen, mit dem dampfenden Suppentopf und hinter ihr Edith. Sie hatte sich in der Geschwindigkeit friiert und ein einfaches Blusenkleidchen angezogen, das stand ihr allerliebste zu Gesicht, obgleich sie etwas übermäßig aussah.

„Hast du schon gebeißt, Papa?“ frug Fredi.

„Nein, aber ich esse nichts, ich muß gleich nach Hause, sonst brummt Mama.“

„Es würde ohnehin für drei nicht ausreichen,“ spottete Fredi.

Edith warf ihm einen unwilligen Blick zu. „O ja, es reicht schon!“

„Sm, hm, ich vergaß, Vene ist ja hier, da reichts.“ — Papa lachte unbändig.

„Habt ihr vielleicht ein Glas Wein für mich? Das würde ich trinken.“ Vene nahm eine Flasche Wein aus dem Buffet und stellte sie nebst einem Glase Herrn Brentner hin. „Aber Vene, nur ein Glas?“ Bewundert guckte er die Wassergläser an, die bei den beiden Bedecken standen.

„Ja, Kinder, trinkt ihr denn mittags keinen Wein mehr!“

„Nein, Papa,“ lachte Fredi, „den haben wir uns abgewöhnt. Weißt du, ich lebte seit meiner Verheiratung bis vor kurzem nur von der Liebe — erst jetzt habe ich wieder Wünsche nach realen Genüssen bekommen — nur muß sich meine Frau erst daran gewöhnen, meine Wünsche zu berücksichtigen.“ Edith wurde ganz rot und gab dem Frechling einen Klaps. Vene stellte noch zwei Weingläser hin. Papa Brentner schenkte ein. „Wißt ihr, wo ich jetzt war? Bei der Villion. Ich wollte mir doch das Bild ansehen. Kinder, ich sage euch, zwölfhundert Kronen ist ein Pappentier für dieses Kunstwerk, das ist einzig schön! Ich hab' auch gleich eine Kopie davon bestellt, die will ich Mama zum Geburtstag schenken. Profit! Die Villion soll leben!“ Die Gläser klangen zusammen, selbst Edith stieß zögernd mit an und Papa fuhr fort: „Die Villion soll leben — und Tante Minchen und ihre Handschuhfascette daneben!“ Er sagte das mit so viel Nachdruck und Humor, daß sogar Edith ganz wieder ihren Willen hellauf lachen mußte.

„Na, Gott sei Dank, sie lacht wieder!“ rief Fredi. „Es beginnt eine neue Aera, und auf deren Geheiß wollen wir ein extra Glas leeren!“

## Humoristisches.

Zweideutig. „Offen gesagt, Herr Oberförster, ich halte die meisten Ihrer Erzählungen für erlogen.“ — Förster (wütend): „Sie, wenn Sie das noch einmal sagen, dann werde ich Ihnen mal die Wahrheit sagen!“

Der Parvenü. Bankier: „Ich bin auf dem Bilde ja recht gut getroffen, nur meine Ordensdekorationen fallen zu wenig ins Auge.“ — Maler: „Ja, das müssen Sie sich von einem Dekorationsmaler besorgen lassen.“

Die Ahnung des Turkos. „Hast du Heimweh,“ fragte Mac Mahon vor der Schlacht bei Wörth einen vor seinem Quartier

Wache stehenden Turko, der sehr traurig vor sich hinblickte. „Das nicht,“ antwortete dieser, „aber ich glaube, es wäre besser gewesen, wir wären alle zu Hause geblieben.“

Auflösungen der Rätsel aus  
voriger Nummer:

Wiberrätsel: Vormundschaftsgericht.



Gefangene Deutsche in Lyon.

Alle Verbündeten haben die in ihren Ländern weilenden deutschen Männer, Frauen und Kinder gefangen genommen und interniert. Dabei sind die Franzosen scheinbar die aufrichtigsten gewesen, denn die deutschen Frauen, die kürzlich über die Schweiz zurückfahren durften, wurden von ihnen nicht so schlecht behandelt, wie es in England und Rußland geschieht. Außer über das Essen, sowie Belästigungen seitens der Bewachungsmannschaften und der Zivilisten beim Transport, hatten die meisten nicht zu klagen.



Feldzeugmeister Potiorek, der siegreiche Führer der österreichisch-ungarischen Armee gegen Serbien.



Ein Ruhetag: Gefangstunde hinter der Front.



Deutsche Soldaten vor dem Boulanger-Denkmal in Rantillois.

Das hätte sich der große Deutschenhasser Boulanger wohl auch nicht träumen lassen, daß sein vom eisernten Ruhm der siegreichen „Revanche-Idee“ umglänzttes Haupt einmal den Schmutz einer „preussischen“ Militärmütze tragen würde!



Bilder aus einem Konzentrationslager deutscher Zivilgefangener in Frankreich. Deutsch sprechen ist verboten! — Erteilung von Unterricht im Französischen.